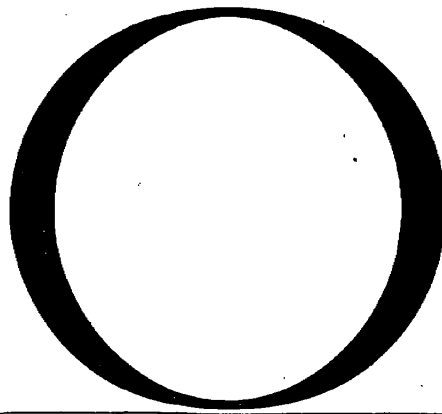




Zeitfrage

Zum Problem religiöser Propaganda (ein Beitrag zur Diskussion): 1. Drei Fakten: die Reklame – die wenig wirksame religiöse Werbung – die Einstellung des heutigen Menschen – 2. Worauf echte Werbung achten soll: der heutige Mensch sucht nach dem Menschen – will «indirekt» umworben sein – originell (?) – die Persönlichkeit – konkret – mit Humor – Irrtümer: Verwechslung von Reklame und Werbung – ihr Unterschied – 3. Missionswerbung heute: ihre Chancen – die Werte, die sie besitzt – die natürlichen Probleme, die mit ihr verbunden sind – der Sinn für persönliche Verantwortung – der weltweite Aspekt.

Rassenfrage

Das Negerproblem in den USA: Eine Schuld der Christen – Kurzer Überblick zur Geschichte des Problems in Amerika: der Norden und Süden – die Fehler des Nordens – der Ku-Klux-Klan im Süden – Der Neger Auszug aus «Ägypten» – Ihre Lage im Norden – Der Beitrag der

Neger zur Kultur der Vereinigten Staaten – Die Spiritual-Sänger – Gerechte Beurteilung des Südens: die Deklassierten im Süden – der arme Weiße – das irrationale Moment in der Rassenschranke – Die Gesetzgebung – «Little Rock» – Pastor King und sein gewaltloser Widerstand – Die katholische Kirche: Bischof Waters – Der Widerstand der Segregationisten.

Europa

Licht und Schatten bei den Sudetendeutschen: Licht und Schatten bei den Sudetendeutschen: 250000 Besucher der Pfingsttagung in Stuttgart – 1. Eine Schranke fällt: der Tscheche Lev Prchala erhält den «Kaiser Karl»-Preis! – 2. Eine Schranke bleibt: Guido Kolbenheyer erhält den Sudetendeutschen Kulturpreis – 3. Das Problem der Minderheiten.

Bericht

In Polen im Winter 1958 (2. Teil): Der Lesehunger nach westlicher Literatur – Das Theater spielt westliche Stücke – Französische Filme am

meisten gefragt – Musik bevorzugt die klassischen Werke – Polen ein westliches Kulturland.

Bücher

Ein Weg aus dem Chaos (zum «Lexikon für Theologie und Kirche»): Seine Herausgeber – Die vermehrten Fachgebiete – Ein Nachschlagewerk – Die vermehrten Stichworte – Ein Vergleich mit dem Lexikon «Religion in Geschichte und Gegenwart» – Ein Vergleich mit dem alten Kirchenlexikon und der ersten Auflage des vorliegenden – Von der Verteidigung des Glaubens zur Verkündigung – Der Versuch, das Historische einzuordnen – Warum die systematischen Fächer längere Artikel benötigen – Das Anliegen der «Grundartikel» – Worin also besteht die Zeitenwende?

Presse

Die kirchliche Presse in Spanien: Ein statistischer Überblick – Die Zahl der Blätter – ihre Auflage – ihr Inhalt – ihre Redaktionen – Das spanische Erbübel: der übersteigerte Individualismus und Isolationismus.

Missionswerbung heute

Werbung, nicht Reklame!

Vorbemerkung: Obwohl die folgenden Thesen über «echte» Werbung uns nicht in allen Punkten genügend differenziert erscheinen, ist das hier angeschnittene Problem doch von solcher Wichtigkeit, daß wir sie ungekürzt den Lesern vorlegen wollen. Vielleicht ergibt sich daraus eine noch genauere Unterscheidung. Jedenfalls hat der Beitrag dieses Gute, die ersten hier notwendigen Gesichtspunkte mit Nachdruck und Leidenschaft herausgestellt zu haben, und er bedeutet zugleich einen Appell, uns einer Verantwortung bewußt zu werden, die in die Gewissensforschung katholischer Kreise noch kaum eingedrungen ist.

Wer sich heute durchsetzen will, muß werben, muß wirksam werben. Die genaue Kenntnis des Publikums, das für einen Wert gewonnen werden soll, und seine Umweltverhältnisse sind Voraussetzung für eine richtige Werbung.

Reklame trommelt

«Der moderne Mensch wird Tag und Nacht bis in seine Träume hinein von der Boulevard-Presse und den Bemühungen der Reklamefachleute verfolgt. Er wird überfüttert mit billigen Sensationen und kühnen Superlativen ... Auf seinem Weg durch die Straßen knallen ihm von allen Seiten grelle Plakate, überdimensionale, oft grauerregende Kinoreklamen und schreiende Werbeflächen entgegen. Sinkt das erschöpfte Individuum am Abend ins Bett, so nimmt es noch im Halbschlaf zwischen leiser Radiomusik durch den Werbefunk Empfehlungen für Zahnpasta, Zigaretten und Baby-Seife mit in seine unruhigen Träume.»

«Die Reklame droht sich heute durch hektische Perfektion selbst ad absurdum zu führen ... Da wird geschockt, trompetet und getrommelt, daß der Angesprochene, stumpf und taub geworden, gar nicht mehr in der Lage ist, Einzelheiten zur Kenntnis zu nehmen. Da wird auf die Pauke gehauen, mit einer unglaublichen Hemmungslosigkeit gelogen, versprochen und ‚festgestellt‘, daß das überrumpelte Publikum schon dazu neigt, aus Prinzip nichts mehr zu glauben.»

«Diesem Inferno 300prozentiger Reklameanstrengungen, die mit der Sensibilität eines Preßlufthammers täglich und stündlich auf den gehetzten, übernervösen Zeitgenossen einstürmen, ist der ursprüngliche Begriff des Wortes Werbung schon längst zum Opfer gefallen. Selbst der Reklamefachmann, Schöpfer der sich ständig überschreienden Reklame, steht den Geistern, die er rief, manchmal resigniert und hilflos gegenüber. Er befindet sich, wenn er seinen Beruf verantwortungsbewußt auffaßt, in der Rolle eines honorigen Ritters, dessen Angebotete (das Publikum) so hemmungslos und raffiniert belagert wird, daß er sich ihr nur noch mit einem Holzhammer bemerkbar machen kann, anstatt mit einem Minnelied (von Reichenberg).

«Missionswerbung» bis heute

Wie nimmt sich die bisherige sogenannte «Missionspropaganda», die Werbung für das Werk der Weltmissionierung gegenüber diesen «300prozentigen Reklameanstrengungen» unserer Zeit aus?

Der Chefredaktor einer deutschen Tageszeitung erklärte: «Man wundert sich, daß die katholische Weltmission es so we-

nig versteht, von ihrem Wirken in moderner Form zu berichten.» Das Urteil von Werbefachleuten über die bisherige Form der Missionspropaganda ist härter: Die Missionswerbung sei niveaulos, stillos, urteilslos und naiv.

Sie sagen: die Missionsblättchen erscheinen im «Käseblatt-Format», ihr Druck ist schlecht, die Qualität der Photos und ihre Beschriftung primitiv («Zwei Neger vor Hütte»), ihr Inhalt harmlose Belletristik oder plumpe Bettelei; mit einem Wort des Journalisten-Jargons «die übliche katholische Sauce».

Ferner sagt man: Missionsstatistiken sind vielfach unwahr, da ihre Zahlen absoluten Wert beanspruchen, während ihnen nur relativer Wert zukommt. So freut man sich beispielsweise, zu hören, daß es in Afrika unter einer Bevölkerung von 224 Millionen schon 24 Millionen Katholiken gibt, jedoch nur so lange man nicht weiß, daß sich die Zahl der Mohammedaner bereits auf 85–90 Millionen beläuft, was unerwähnt bleibt. Es ist irreführend, zu erwähnen, daß in Japan jährlich 15 000 Bekehrungen zu verzeichnen sind, wenn man nicht erwähnt, daß die Gesamtbevölkerung Japans jährlich um 1 200 000 wächst.

Weiter: Missionsvorträge sind oft peinlich nichtssagend und langweilig, da sie offensichtlich unvorbereitet gehalten werden. Dabei stehen meistens partikuläre Aspekte kleiner und kleiner Dimensionen im Vordergrund; statt etwas geboten zu erhalten, steht man in der Regel unter dem unangenehmen Eindruck, angebettelt zu werden. Das bei solchen Vorträgen gezeigte Bildmaterial muß häufig als geradezu schlecht bezeichnet werden.

Endlich: Insgesamt spiegelt die bisherige Form der Missionswerbung herzlich wenig von der Größe und den Problemen der Missionsarbeit. Im Gegenteil: ihr «Nicknegerlein-Stil» führt eher zu einer bedauernswerten Verharmlosung des gigantischen Kampfes um die Seele Asiens und Afrikas. Man begnügt sich allzusehr mit billigen Augenblickserfolgen, meist pekuniärer Art, statt aus der Sicht des Corpus Christi Mysticum und dem universalen Charakter der Weltkirche und ihrer Aufgaben Tiefenwirkung und Missionsverantwortung von Dauer beim Publikum anzustreben. Man darf sich daher nicht darüber wundern, daß alles, was Mission betrifft, von vielen Gebildeten, ja selbst von Geistlichen als primitiv angesehen wird und Missionsvorträge bei ihnen unerwünscht sind.

Von den Gestaltern der bisherigen Missionswerbung erklärt man, sie hätten guten Willen, aber sie könnten es nicht besser, da sie sich nichts sagen ließen. Sie besäßen vielfach weder Geschmack noch Urteil, da sie über keine Fachausbildung verfügten, aber auch keine Fachleute heranzögen. Die Praktiken der modernen Reklame und die Mittel echter Werbung seien ihnen weithin unbekannt. Und da sie kaum direkten Kontakt mit dem Publikum suchten, fehle es ihnen an Einblick in die Psyche des modernen Menschen.

Psychische Verfassung des Publikums

Und die psychische Verfassung des heutigen Durchschnittspublikums? In Deutschland sitzen allabendlich etwa 5 Millionen Menschen vor den Fernsehschirmen, in den USA sind es 40–60 Millionen. Was der heutige filmische Mensch dort sieht über Familie, Liebe, Religion und Kirche, wird maßgebend für ihn.

Daß der technische Mensch von heute Entfernungen zusammenschumpfen läßt und Elementen ihre Geheimnisse abzurufen verstand, hat ihn selbstbewußt und arrogant gemacht. Er läßt sich keine Meinung mehr aufdrängen oder sich durch Vernunftgründe «Gewalt» antun. (Ein Priester nach Religionsdisputen mit einem heidnischen Intellektuellen: «Nachdem ich alle Argumente gewonnen hatte, hatte ich seine Seele verloren!»)

Mimosenhaft empfindlich ist der sentimentale Mensch von heute, in seinem Handeln nicht von klaren Vernunftgründen, von der Ratio geleitet, sondern von irrationalen Motiven,

über die er sich kaum Rechenschaft gibt. Da Arbeit und Vergnügungsindustrie ihn in ständiger Bewegung und Unruhe halten, findet der unrastige Tempo-Mensch keine Ruhe und Besinnlichkeit mehr, ernsthafteren Fragen auf den Grund zu gehen. Vielfach ist er nicht einmal mehr zu einem tiefergreifenden Erlebnis fähig. Er ist der Sensations-Mensch geworden, der Mensch der starken Dosen, des Exotischen und Extravaganzen.

Der Profit-Mensch von heute fragt: «Was habe ich davon? Was bringt mir das ein?» Sein Denken und Trachten kreist um natürliche Werte. Das Bankkonto wird in seinem Leben groß geschrieben, geistige Werte schrumpfen zusammen.

Vor allem aber ist der Durchschnittsmensch unserer Tage in Gefahr, Massen-Mensch zu werden. Tempo, Technisierung, Konventionalismus und soziale Not nivellieren ihn ein. Er droht Herdenmensch ohne Eigenleben und -profil zu werden. Sein personales Ich wird verschüttet, seine Persönlichkeit löst sich auf.

Echte Werbung

Ist der moderne Durchschnittsmensch unter diesen Umständen überhaupt noch geistig erreichbar, für geistige Werte anzusprechen? Doch, denn hinter seinen negativen Charakterzügen verbirgt sich ein guter Kern:

Der moderne Mensch zeigt einen ausgesprochenen Drang zur Wahrhaftigkeit. Er ist ehrlich, will die ganze Wahrheit, Licht und Schatten, wissen. Er steht mit beiden Füßen in der Wirklichkeit (down to facts), hat Humor und ist aktuellen Fragen gegenüber aufgeschlossen. Er ist der Mensch des Heute, nicht des Gestern.

Aus einer mehr instinktiven als klar erkannten Abwehr gegen seine Vermassung heraus befindet sich der heutige Mensch auf der Suche nach dem «Menschen», nach der Persönlichkeit, die er im Grunde selbst zu sein wünscht. Wo er ihr begegnet, wird er gefesselt und ist bereit, sich von ihr zu Idealen, Opfern, ja zum Ganzeinsatz mitreißen zu lassen.

Freilich, eine Werbung, die nur «säuselt», während eine «300prozentige Reklame» hektisch auf ihn eintrommelt, wird ihn nicht erreichen. Das steht fest. Echte, wirksame Werbung muß der Psyche des modernen Menschen und seinen Verhältnissen Rechnung tragen und ihn so ansprechen, daß er aufmerkt und sich gewinnen läßt. Echte Werbung muß ihn dort ansprechen, wo er eine «Antenne» besitzt. Sie muß gewissermaßen auf seine geistige Frequenz schalten.

Da der moderne Durchschnittsmensch zwingende Vernunftbeweise als Angriff auf seine persönliche Freiheit empfindet und sich in seinem Handeln von irrationalen Motiven leiten läßt, wird echte Werbung ihn im Unbewußten zu beeinflussen suchen. Sie trägt den angebotenen Wert unbemerkt an ihn heran und läßt ihn mit der Entdeckerfreude «Ich hab's gefunden» darnach greifen. Das Stichwort echter Werbung lautet also «indirekt», Beeinflussung im Unbewußten.

Dem Profitmenschen macht sie verständlich, daß der angebotene Wert einem Bedürfnis entspricht, das in ihm besteht. Die stets gleiche Wiederholung eines zügigen Slogan, einer einprägsamen Kurzformulierung, ist eines der wirksamsten Mittel dafür.

Um das verschüttete, überfütterte und betrommelte Ich des modernen Durchschnittsmenschen noch anzusprechen, ist echte Werbung originell, spritzig und zündend. Sie hat den Mut, es anders zu machen als die andern, andere Wege einzuschlagen als die alten, ausgetretenen. Darum langweilt die «erbauliche» Durchschnittspredigt herkömmlichen konventionellen Stils. Der Fernsehprediger aber, der seine Ansprache mit der Frage begann: «Haben Sie Ihre Hundesteuer schon bezahlt?», gewann sofort die Aufmerksamkeit der Leute vor dem Schirm: sie horchten auf; hier hatte einer den Mut, «anders zu sein». Das imponierte. Sie schalteten nicht ab; der Mann auf dem Schirm wußte wohl etwas zu sagen.

In seiner instinktiven Abwehr gegen die drohende Vermasung, in seiner Sehnsucht nach Menschsein mit Eigenleben und Profil identifiziert sich der heutige Mensch gern mit Sportgrößen und Filmhelden, um sich mit ihnen gewissermaßen über die profillose Masse erheben zu können. Die Werbung weiß das und identifiziert den von ihr angebotenen Wert mit einer bekannten Persönlichkeit, die von vielen verehrt wird, vielen als Ideal vorschwebt. Die Waschmittelreklame sagt darum nicht: «Kauft diese Seife, weil sie gut ist!», sondern: «Kauf Kaloderma, denn Gina Lollobrigida wäscht sich mit ihr!»

Der Mensch steht im Blickfeld und Interesse des heutigen Menschen, genauer der geformte Mensch, die Persönlichkeit. Unerbittlich durchbohrt sein kritischer Blick die Fassaden konventioneller Formen und sozialer Verhältnisse und prüft mit scharfer Sonde die menschlichen Werte der einzelnen Person. «Talmi» wird unbarmherzig entlarvt, Echtes aber ehrlich bewundert. Wo der heutige Mensch auf seiner Suche wirklichen Werten und echter Not begegnet, fallen für ihn plötzlich Schranken von Blut, Rasse und Konvention: Er wird zum Schicksalsgefährten.

Die Werbung weiß das und handelt danach. Da sitzt ein blinder Bettler am Weg. Doch sein Hut bleibt leer. Das Schild «Blind» läßt die Passanten kalt. Da nimmt ein Werbefachmann den Lippenstift seiner Begleiterin und schreibt auf die Rückseite des Schildes: «Es ist Frühling. Sie sehen es. Ich nicht.» Die Passanten stutzen, und der Hut füllt sich. Aus dem unpersönlichen «Es» des Schildes war ein persönliches «Du» aus Fleisch und Blut geworden, das litt (von Reichenberg).

Der gleiche Priester, der seine Fernsehpredigt mit der Hundesteuer begann, schrieb nach einer Indienreise einen Artikel, um einer kleinen indischen Schwesternkongregation, die sich selbstlos der Sterbenden annimmt, durch finanzielle Unterstützung aus bitterer Not zu helfen. Der in einer Kirchenzeitung veröffentlichte Artikel trug den Titel: «Hunde leben besser». Er begann: «Das Menü im Speisewagen kostet DM 5,60. Dazu 40 Pfennig Trinkgeld, macht 6 Mark. Sechs Mark, das ist viel Geld. Ein Inder lebt davon ...» In diesem sachlich-nüchternen Stil des heutigen Profit-Menschen schildert der Verfasser die Selbstlosigkeit und Not der Schwestern. Unter dem Artikel war in kleinen Lettern die Kontonummer für Geldeinsendungen angegeben. Innerhalb von vierzehn Tagen liefen auf diesem Konto fast 60000 DM ein.

Es ist nicht ratsam, dem heutigen empfindlichen Menschen auf die Zehen zu treten. Er kennt seine Schwächen, möchte aber nicht, daß man mit Fingern auf ihn zeigt. Dagegen ist er durchaus bereit, sich «den Schuh anzuziehen», wenn man es humorvoll macht. Statt des üblichen langweiligen Schildes «Bitte das Licht löschen!», das kaum Beachtung gefunden hätte, ließ jemand humorvoll folgenden Satz in der Toilette anbringen: «Den Mann, der nach Ihnen das Licht löscht, mußten wir leider entlassen. Sollten Sie es aber gewohnt sein, daheim das Licht brennen zu lassen, so tun Sie es ruhig auch hier!» – Als die Damen in einem Kino trotz wiederholter Bitten und Vorstellungen nicht ihre Hüte abzunehmen pflegten, erschien eines Tages folgendes Schild am Eingang: «Älteren Damen ist das Tragen von Hüten während der Vorführung gestattet!» Der Erfolg war durchschlagend.

So arbeitet heute die wirksame Werbung. Der Werbe-Experte von Reichenberg kennzeichnet ihre Linie, wenn er erklärt, ein Weg aus dem Hexenkessel lautstarker, phantasieloser und oft hysterischer Reklamebemühungen zurück zu der klaren, dezenten und trotzdem wirkungsvollen Werbung kann gefunden werden, «wenn man wieder die Idee und nicht die Lautstärke oder die grellste Farbe zur Beherrscherin des Werbegedankens krönt».

Verhängnisvolle Irrtümer

Ideen, Einfälle und Erfahrungen auf dem Gebiet der modernen Werbung aber sind nicht mehr Sache des self-made man,

wie man weithin noch immer anzunehmen scheint, sondern des Werbefachmannes. Denn die moderne Werbung ist zu einer eigenen Wissenschaft, ja zu einer Kunst geworden, und zwar zu einer sehr teuren; teuer aber im doppelten Sinne. Denn den heutigen Firmen ist so viel an ihr gelegen, daß sie 0,5 bis 5 Prozent ihres Gesamtumsatzes ins Werbebudget stecken. Das sind bei größeren Firmen jährlich 3 Millionen bis 10 Millionen DM! Darum überlassen sie die Werbung aber auch nicht mehr irgendeinem «wendigen» Angestellten, einem self-made man – woher sollte er auch wissen, welches die wirksamste Farbzusammenstellung, das richtige Plakatformat, die wirksamste Annonce ist? –, sondern übertragen sie einem eigenen Werbefachmann, dem sie für die heißbegehrte Mangelware seiner Einfälle und Ideen, die er zu seinem wissenschaftlichen Fachwissen haben muß, 3000 bis 5000 DM Monatsgehalt zahlen. Fachwissen und zündende Idee für die wirksame Werbung sind heute ein fulltime job, ein Fachberuf geworden. Wer für einen einfachen Werbefilm von 15 Minuten Dauer 20000 DM und mehr zahlen muß, überlegt es sich, wen er damit beauftragt.

Die mißtrauische, um nicht zu sagen ablehnende Haltung, der die moderne Werbung heute noch weithin in kirchlichen Kreisen begegnet, scheint weit weniger im Mangel an Mitteln zu liegen, die für eine großzügige moderne Werbung notwendig sind, sondern in einem fatalen Irrtum: Man lehnt die üble Reklame ab und mit Recht; verwechselt echte Werbung jedoch mit «Reklame» und schüttet, beides ablehnend, das Kind mit dem Bade aus.

Die üble Reklame, die erst künstlich Wünsche züchten muß, da kein natürliches Bedürfnis für den angebotenen Scheinwert besteht, hämmert und vergewaltigt. Sie schaltet die Überlegung und den freien Willen des Einzelnen aus und funktioniert nach den errechenbaren Gesetzen der Massenreaktion. Ihre Taktik ist: Schlagwort statt Idee, Suggestion und Bann statt Willensentscheid. Sie zerstört die Persönlichkeit, statt ihr zu dienen. Das klassische Exempel für sie war die Goebbels'sche Propaganda im Hitler-Regime, die das Wort «Propaganda» bis heute so verdächtig gemacht hat, daß es das Kennwort für das Gegenteil von echter Werbung geworden ist.

Echte Werbung baut auf, sie hämmert und vergewaltigt nicht. Sie hat Ehrfurcht vor der Person und wahrt ihre Freiheit. Darum um-wirbt sie, und zwar für wahre, aus dem Menschsein und den konkreten Verhältnissen erwachsene Bedürfnisse, die bereits vorhanden sind oder doch vorhanden sein sollten. «Reklame» zertritt ehrfurchtslos das personale Ich, Werbung bereichert es durch echte Werte.

So richtig es also ist, die zerstörende Reklame und ihre üblen Praktiken zu verurteilen, so verhängnisvoll muß sich die gleichzeitige Ablehnung der verkannten Werbung und ihrer echten Mittel auswirken, zumal auf religiösem Gebiet. Wenn heute für leicht überprüfbare materielle Werte, wie Persil und Coca-Cola, Werbeabteilungen mit ganzen Stäben von Fachleuten und Helfern notwendig geworden sind, wenn jede Filmdiva ihr Werbebüro und ihren Manager hat, warum sollte die Verkündigung des Wortes Gottes und der Anliegen seines Reiches auf die Mittel moderner Werbung verzichten können?

Daß auch die moderne Missionswerbung nicht die Wege der gewalttätigen Reklame einschlagen darf, ist selbstverständlich. Denn es geht um übernatürliche Werte und göttliches Leben. Hier muß der Mensch sich frei entscheiden und bewußt handeln. Aber sind Ziele und Aufgaben, um die es hier geht, nicht so gewaltig, daß alle Mittel in der wirksamsten Weise eingesetzt werden müssen nach dem Wort des ersten großen Werbefachmannes der Kirche: «Probate omnia, quod bonum est, tenete» – «Erprobt alles, und was brauchbar ist, ergreift!»

Wenn Laienfachleute uns vorhalten, wie kläglich unsere Missionswerbung oft anmutet, dann nicht vielleicht eben deshalb, weil wir nicht sorgfältig genug geprüft und mutig gewagt haben? Gewiß können Film, Radio und Fernsehen für üble Reklamezwecke mißbraucht werden, und sie werden es tatsächlich, aber warum haben wir sie nicht «getauft» und in göttliche

Dienste genommen? Gewiß sind Film, Radio und Fernsehen kein Allheilmittel; gewiß kommt es auf die göttlichen Werte, das göttliche Leben, die Gnade an. Wenn aber Film, Radio und Fernsehen das Ohr des modernen Menschen geworden sind, wie wollen wir ihm die göttlichen Werte klarmachen, wenn wir nicht in sein «Ohr» hineinsprechen?

Verstehen es die «Kinder dieser Welt» nicht auch deshalb besser, mit den Mitteln der modernen Werbung Persil, Seife und Coca-Cola anzubringen, als wir die unvergänglichen Werte, weil wir jene Mittel aus einem falschen, überheblichen Supernaturalismus heraus geringschätzen und nicht zu gebrauchen wissen? Wie aber dürfen wir erwarten, daß Gott uns für die großen Aufgaben unserer Zeit seine übernatürliche Hilfe verleiht, wenn wir die natürlichen Möglichkeiten und Talente, die er uns anbietet, fahrlässig geringschätzen und von anderen mißbrauchen lassen? Ist die Tatsache, daß wir die großen Mittel der modernen Werbung uns und damit dem göttlichen Dienst entreißen ließen nicht ein ähnlicher «Skandal» unserer Zeit, wie das Entgleiten der Arbeitermassen, von dem Pius XI. sprach? Als Christus vor der Himmelfahrt den Aposteln seinen Sendungsbefehl erteilte, sprach er von dem Hinausgehen «zu allen Geschöpfen». Denn auch sie sind vom Fluch der Erbschuld, mit dem sie behaftet sind, zu befreien, zu taufen und in das Reich Gottes heimzuholen.

Wer die riesenhaften Aufgaben des Reiches Gottes und der Weltmission im besonderen auf der einen Seite betrachtet und die zum weitaus größten Teil brachliegenden Möglichkeiten der modernen Werbung auf der andern Seite, mit denen auch der heutige Mensch gewonnen werden könnte, der kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß eine Schuldhypothek auf uns lastet, die es bald und energisch abzutragen gilt. Wenn der moderne Mensch anders denkt und empfindet als wir, dann haben wir gemäß dem Wort Christi «Geht hinaus!» die Pflicht, zu ihm hinauszugehen und so zu ihm zu sprechen, daß er uns versteht. Noch aber sind wir – von anzuerkennenden Einzelversuchen abgesehen – nicht «hinausgegangen» zu ihm. Noch empfindet er uns als Fremdkörper im eigenen Fleisch. Noch sitzen wir untätig im geistigen Ghetto traditioneller Formen, die längst ihre Gültigkeit für den modernen Menschen verloren haben. Müssen wir uns vielleicht erst selbst missionieren, um anderen echte Verkünder, Werbefachleute des Wortes Gottes und seiner Sache werden zu können?

Missionswerbung heute

Man entgegne nicht, es sei leichter, für Persil oder Coca-Cola zu werben als für übernatürliche Werte. Gewiß, wir haben erb-sündliche Menschen mit all ihrer Schwäche und Erdbundenheit anzusprechen. Wer aber wollte ernsthaft behaupten, daß die von Gott und für Gott geschaffene anima naturaliter christiana stärker auf Persil und Coca-Cola angelegt sei als auf das übernatürliche Leben und seine Werte, selbst wenn das Bedürfnis danach im Augenblick verschüttet sein mag? Wer die rechte «Taste» zu drücken weiß, kann es immer wieder beglückend erfahren, wie überraschend schnell das verschüttete Bedürfnis, ja der Hunger nach übernatürlichen Werten auch bei modernen Menschen zutage tritt. Noch aber können wir keineswegs behaupten, alle möglichen «Tasten» angeschlagen zu haben, um die Seele des modernen Menschen in Schwingung zu versetzen. Vielleicht dürfen Persil und Coca-Cola diesen Anspruch mit größerem Recht erheben. Und doch besitzen wir auf religiösem Gebiet im allgemeinen und auf dem der Missionswerbung noch im besonderen mindestens die gleichen Chancen, den modernen Menschen anzusprechen und zu gewinnen, ja ich wage zu behaupten, noch stärkere.

Die Werte, für die wir werben, sind die höchsten, die es gibt, da sie göttlich sind. Und wenn Gott den Menschen «zu sich hin» geschaffen hat, wie der Hl. Augustinus sagt, dann kann es auch für den modernen Menschen kein tieferes und echteres Bedürfnis geben als das Verlangen nach göttlichem Leben, nach

göttlichen Werten. Ist die Suche unserer Zeit nach dem «Menschen» nicht zutiefst Ausdruck der in ihn hineingelegten Sehnsucht, durch die Entfaltung des durch Christus geschenkten göttlichen Lebens Persönlichkeit zu werden? Wie aber kann der moderne Mensch den Anspruch erheben, als echte christliche Persönlichkeit zu gelten, solange er den Sendungsbefehl Christi, sein Reich bis an die Grenzen der Erde zu tragen, nicht ausführt und damit seinem letzten heiligen Vermächtnis die kalte Schulter zeigt und im Ringen um die Seele Asiens und Afrikas teilnahmslos beiseite steht?

Daß aber der moderne Christ keineswegs im geistigen Ringen der Weltkirche heute abseits stehen will, das wird immer wieder dort sichtbar, wo der Sendungsbefehl Christi und die Aufgaben seiner Weltkirche mit den Mitteln der modernen Werbung zündend an ihn herangetragen werden, wofür der oben erwähnte Artikel «Hunde leben besser» ein Beispiel von vielen ist.

Die moderne Reklame spannt als eines der zugkräftigsten Mittel die Erotik in all ihren Formen und Schattierungen vor ihren Karren. Wir können das nicht, brauchen deshalb aber auch nicht von einem Verlust für unsere Werbung zu sprechen. Es bietet sich uns die Möglichkeit wie keinem anderen, den modernen für die Begegnung aufgeschlossenen Menschen mit den Menschen aller Kontinente, Rassen und Völker zusammenzuführen.

Nehmen wir den Sensations-Menschen von heute in Ton und Bild mit zu den Bhils, Bantus und Kanaken, stellen wir ihn hinein in den Um- und Aufbruch der Millionenvölker Asiens und Afrikas. Machen wir ihm klar, was es bedeutet, daß Indien heute eine Großmacht, Afrika der trouble-spot von morgen ist und Japans Überbevölkerung ein Menschheitsproblem. Machen wir die Vitalität der farbigen Völker zu einem Rechenexempel seiner Bevölkerungspolitik. (Japan wächst jährlich um 1 200 000 Menschen, Indien um fünf Millionen. – In manchen europäischen Ländern haben über 42 Prozent aller Ehen kein Kind mehr!) Legen wir ihm die Summanden von Bevölkerungsziffern, Rohstoff- und Absatzgebieten, sterbendem Kolonialismus und aufflammendem Nationalismus vor und lassen wir ihn selbst das Fazit ziehen: Wer sich um Asien und Afrika nicht kümmert, kümmert sich um seine eigene Zukunft nicht. Ob die jungen Völker Asiens und Afrikas, die morgen das Antlitz gestalten, als Freunde an unsere Seite treten, davon hängen nicht nur unsere Rohstoffmärkte, unser Wirtschaftspotential, sondern sogar unsere Existenz ab.

Noch ist kein Wort von Christus, Kirche oder Dogma gefallen; und doch steht die Weltmission bereits mitten im Weltgeschehen, und zwar entscheidend. Die Entscheidung fällt heute! Morgen kann es zu spät sein. Denn nur ein christliches Asien und Afrika werden vergessen, was der weiße Mensch ihnen angetan.

Ist die Weltmission aber erst einmal im wirtschaftlichen und politischen Raum aus puren Nützlichkeitserwägungen ein Faktor geworden der zählt, entscheidet und profitabel erscheint, der lebenswichtige Probleme für den modernen Menschen zu lösen beginnt, dann schenkt man auch überzeitlichen Gesichtspunkten leichter ein geneigtes Ohr: Gottes Weltenplan, der mystische Leib Christi, Taufgnade und Firmensendung stellen mit einem Schlag was bisher nur egozentrische Betrachtung war, die auf eigenen Vorteil zielte, in übernatürliches Licht und ewige Zusammenhänge. Die persönliche Verantwortung erwacht.

Man sagt dem heutigen Menschen nach, er wünsche seine Situation zu meistern, Held eines Dramas zu sein. Das Drama ist in vollem Gange: Der militante Atheismus nutzt unsere Stunde, um Asien und Afrika das Evangelium des Erdenparadieses einzuhämmern. Ein Drittel der Menschheit ist unter seiner Großoffensive bereits gefallen. Und unsere Position? Schenken wir unserem Publikum «klaren Wein» ein und gestehen wir, daß das Werk der Weltmission bei weitem unzu-reichend ist. Was sind 30 000 Missionspriester für die Bekeh-

rung von 15 200 000 Heiden? Auf jeden Missionar entfallen 70 000 Heiden zur Bekehrung. Asiens Nationen schließen ihre Tore. China mit 600 Millionen ist gefallen.

Der moderne Mensch ist ehrlich genug, um unerbittlich nach den Ursachen der kritischen Situation weiterzufragen oder ihre Erklärung aufgeschlossen hinzunehmen. Hat er erst einmal gespürt, daß es um seinen eigenen Vorteil geht, lehnt er auch die ihm zufallende Verantwortung nicht ab und läßt sich sogar offen sagen, daß die letzte Ursache der Krise in seiner eigenen Seele liegt: «Man merkt es an der Front, wenn die Heimat versagt» (Hindenburg). Der moderne Christ ist durchaus bereit, anzuerkennen, daß die entscheidende Front im Ringen um Asien und Afrika durch den christlichen Westen verläuft. Er begreift, daß er wieder als überzeugter Christ leben und handeln muß. Steriles oder verfallenes Christentum wird zum Fäulnis-herd für die ganze Menschheit und macht den geschlossenen Ganzeinsatz, den die Stunde fordert, unmöglich. Nur bei überzeugten Christen sind Missionsberufe, materielle Hilfe für das Missionswerk zu mobilisieren. Machen wir den modernen Christen liebevoll, aber ohne Kompromiß, klar: Entweder leben wir heute wirklich christlich, das heißt missionarisch, oder wir gehen unter. Jeder überzeugte Christ baut an der Weltkirche, jeder laue aber bereitet eine Weltkatastrophe vor.

Wenn die Mehrzahl der Heimatchristen die Unerbittlichkeit dieser Wahl noch immer nicht erfaßt hat, warum also nicht alle verfügbaren Mittel einsetzen zu einer gründlichen Gewissensforschung für die Rückführung zu christlicher Haltung, für die Bildung missionarischer Verantwortung?

Christen, die sich nicht bemühen, bewußt in der Gnade zu leben, können die Welt nicht für Christus erobern. Ohne diesen Kernpunkt zu berühren, bleibt all unsere Missionswerbung ein Schlag ins Wasser. So selbstverständlich diese Wahrheit zu sein scheint – sie ist es nicht mehr und darf darum auch in der Werbung außerhalb der Kirche nicht übergangen werden. Leben in Gnade oder Sünde hat weltweite Auswirkungen. Ob unsere Familien im tiefsten Kern christlich leben, wirkt sich heute in Asien und Afrika aus.

Zeigen wir dem modernen Publikum, welche verheerenden Folgen unser laues Christentum für die Weltmission in unseren eigenen Toren hat: für 50 000 Überseestudenten, die Elite Asiens und Afrikas, die an unseren Universitäten studiert. Fünfzehn Jahre lebte Jomo Kenyatta, der begabte Kikuyu-Neger, im christlichen Abendland. Er kam als Christ und kehrte als diplomierter Heide wieder nach Afrika zurück, um das geistige Haupt der Mau-Mau-Bewegung zu werden. Tschu En-lai und Ho Chi-minh kehrten aus dem christlichen Abendland als fanatische Vorkämpfer des Weltkommunismus in ihre asiatische Heimat zurück.

Wenn wir als Schicksalsgefährten, als Mitbetroffene, Mitringende, Mitschuldige zum modernen Menschen sprechen, anknüpfend an seine Neigung zu Sensation und Profit, in der

Sprache seines nüchternen Realismus, dann werden auch die priesterlichen Worte als Same ewiger Werte in aufgelockertes Erdreich fallen. Ohne mit kategorischen Imperativen zwingen zu wollen, können wir es dem heutigen Christen verständlich machen: Wenn je, dann lohnt es sich heute, ein ganzer Christ zu sein.

Wir müssen aufrütteln, und das gründlich: «Wenn nur die Hälfte der Katholiken sich richtig erforschte und besserte, wären wir eine missionarische Macht, gegen die keine Internationale aufkäme!» Ja, wir müssen aufrütteln, und zwar mit allen Mitteln, die eine moderne Werbung uns zur Verfügung stellt. Doch wir wollen keinem Pessimismus das Wort reden. Die Lage ist ernst, gewiß, und das nicht ohne unsere Schuld. Aber noch ist es nicht zu spät.

Der Mensch steht im Mittelpunkt des Interesses: Wecken wir mit allen Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, Sympathien für die Christen der jungen Missionskirchen Asiens und Afrikas, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Aber wecken wir auch Verständnis dafür, daß sie Inseln sind inmitten eines heidnischen Meeres und sie sich ohne unsere Hilfe noch nicht allein zu halten vermögen. Warum verstärken wir nicht ihre erschütternden Hilferufe mit den Mitteln der modernen Werbung zu einem für alle Christen des Westens unüberhörbaren Schrei?

Die Persönlichkeit reißt mit: Wenn irgendeine, dann ist es gerade die Persönlichkeit des Missionars, der Heimat, Lebensstellung, Gesundheit, Kraft und Leben einsetzt für eine große Sache. Warum fürchten wir Personenkult zu treiben, wenn wir das Publikum realistisch in das heroische Opferleben des Pioniers an den Fronten des Reiches Gottes hineinführen und auch den Schleier von seinem «Privatleben» als Priester und Mensch dann und wann ein wenig lüften? Ein moderner Priesterpädagoge erklärte, das Innenleben eines Priesters gehöre nicht ihm allein, sondern auch seiner Herde, die dann und wann hinter seine Schleier blicken können müsse, damit es zu einer echten Begegnung, letztlich einer Begegnung mit Christus komme. Der Mensch auf der Suche nach dem «Menschen» wird durch die Begegnung mit dem Mensch in Sätteln und Wellblechhütten, der sich Missionar nennt, in seine Verantwortung und in tatbereites Christentum hineinwachsen, das Missionsfront und Heimat zu der Einheit zusammenschließt, die der Auftrag der Stunde gebieterisch fordert.

Die Missionswerbung von heute hat wahrlich nicht weniger Chancen, den modernen Menschen noch ansprechen zu können, als die Profanwerbung. Aber sie muß echte Werbung sein, fachmännisch und zündend. Sie muß wieder Ideen haben. Und vor allem, sie muß den heutigen Menschen mit seinen Mitteln ansprechen, und zwar auf seiner «Antenne». Darum: Missionswerbung von heute und nicht – von gestern.

P. Johannes Rzitka SVD, Rom

Das Negerproblem in den Vereinigten Staaten

Die Bitternis, die über der schwarzen Rasse lastet, ist alt und schwer. Sie begann nicht mit der Unterdrückung durch den weißen Mann. Alttestamentarische Anschauung hat sie in das Bild vom Fluch Noahs gegen seinen Sohn Cham umgeprägt – der Erzvater verurteilt ihn, den Frevler, Sem und Japhet, seinen beiden andern Söhnen, zu dienen. Und heute gibt es noch Christen, die den Schwarzen zum Leben des Dienstes verurteilt sehen wollen. Sie berufen sich auf den Fluch Noahs als auf eine göttlich konstituierte zusätzliche Erbsünde der afrikanischen Rasse. So wollen es etwa die starren Prediger der Niederländi-

schen Reformierten Kirche in Südafrika, so sehen es aber auch noch viele Christen in den Vereinigten Staaten von Amerika. Aber es scheint, daß sich die Wolke des Fluches allmählich hebt. In Afrika ist die erste Eingeborenen-Republik Ghana geschaffen – wenn man von dem etwas künstlichen Gebilde Liberia absieht; und in den USA hat das Gesetz des Bundes die völlige Gleichberechtigung der weißen und der schwarzen Erziehung erzwungen – zumindest symbolisch erzwungen. Noch liegt vor den Schwarzen Afrikas und der USA ein langer Weg zur völligen praktischen Gleichberechtigung, aber der Weg ist angetreten und er kann nur in der eingeschlagenen Richtung weiterführen.

Für den Christen ist die Geschichte der schwarzen Rasse in den letzten Jahrhunderten eine große Schuld – und ein großes Ärgernis. Diese Schuld hat mit anderen Sünden gemeinsam,

daß sie keinen Weg zurück ermöglicht. Es ist nicht möglich – wie sich das einige Idealisten in den USA vorstellen –, die Neger «en masse» aus Amerika nach Afrika zurückzuverpflanzen. Und in Afrika selbst ist es nicht möglich, die schwarze Gesellschaft in den vorkolonialen Zustand der Stammesverbände zu bringen. Die Wiedergutmachung der Schuld ist nur auf dem Weg der Gleichberechtigung zu lösen, mit all den Schwierigkeiten, die eine solche Gleichberechtigung in sich birgt. Wir beschränken uns im Folgenden auf die Darstellung der gegenwärtigen Lage in den Vereinigten Staaten, vor allem in den Südstaaten; aber auch diese Lage kann nur verstanden werden, wenn man sich die Geschichte der Negerbevölkerung in den USA vor Augen führt.

Als die ersten europäischen Entdecker im 15. und 16. Jahrhundert an die Westküste von Afrika kamen, fanden sie dort bereits Sklaverei vor, eine Einrichtung, die unter den eingeborenen Fürsten normal schien. Dicht auf den Fersen der ersten Entdecker folgten natürlich die Händler, die vor allem anfangs nach Gold suchten, aber bald merkten, daß sie viel größere Vermögen mit Menschenhandel verdienen könnten. Niemand kann von diesen Verbrechen freigesprochen werden; zuerst waren es die Portugiesen und Spanier, später die Engländer, Franzosen und Holländer und schließlich, im Jahre 1720, begannen die Amerikaner in großem Ausmaß Sklaven in ihr Land einzuführen. Sehr häufig waren die Sklaven vornehmer Abstammung, zum Beispiel gefangene Krieger, gefangene Nachbarfürsten, gefangene Eingeborene, die ihre Schulden ihrem Fürsten nicht zahlen konnten. Alle diese wurden samt ihren Familien einfach an die gut zahlenden weißen Händler verkauft. Im ganzen kamen von den etwa 20 Millionen gefangenen Sklaven 2 Millionen nach Nordamerika, 12 Millionen nach Südamerika, und der Rest starb elendiglich, bevor die Schiffe ihren Bestimmungshafen erreichten. 1792 wurde von Whitney die Baumwollmaschine erfunden, der sogenannte «Gin». Ihre Entdeckung förderte den Sklavenhandel stark, denn es wurden immer mehr billige Arbeitskräfte auf den Plantagen des Südens benötigt. Die Plantagenkultur aber förderte den Gegensatz zwischen dem Norden der USA, den sogenannten Yankees, und den Südstaaten. Es ist aber ein Gebot der historischen Gerechtigkeit, festzustellen, daß die Neger- oder besser gesagt die Sklavenfrage nur eines der vielen Probleme war, die den Gegensatz zwischen Norden und Süden verschärften. Schließlich hatten nicht wenige und gottesfürchtige Handelsherren oben im Norden, in Neu-England, glänzend am Sklaventransport verdient. Wichtig war, daß die Sklaverei der wesentliche Bestandteil einer Kultur war, die sich im vollen Gegensatz zum rasch industrialisierten Norden entwickelte. Diese Plantagenkultur – sehr reizvoll und fruchtbar in vielen Beziehungen – bewahrte viele feudale Züge und war für die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stärke des Südens entscheidend. Die freien Farmer des Nordens und die Herren der Industrie und des Handels waren jedoch entschlossen, die politische Herrschaft der südlichen Großgrundbesitzer nicht länger zu dulden. So trat die Bewegung der «Abolitionists», jener Kreise also, welche die Sklaverei abschaffen wollten, immer mehr in den Vordergrund. Natürlich war sehr viel echte christliche Enttötung in dieser Bewegung wirksam, und nur eine überzeugte Christin wie Harriet Beecher-Stowe konnte das berühmte Buch «Onkel Toms Hütte» schreiben, das viele für den Sieg der Union verantwortlich machten. Jedenfalls trug das Buch viel dazu bei, die ursprünglich südstaatenfreundliche Stimmung in England zu ändern. Mit erschreckender Deutlichkeit sah man die grausamen Zustände. Christlich verheiratete Sklaven wurden häufig von ihren Herren getrennt verkauft, so daß sich ein Ehepaar nie mehr sah. Ebenso nahm man oft die Kinder einzeln von ihren Müttern weg und verkaufte sie. Schließlich prallten die Meinungen so sehr aufeinander, daß es unvermeidlich im Jahre 1861 zum Bürgerkrieg kam, der vier Jahre dauern sollte. Der Ausgang ist bekannt: der Norden gewann und damit wurde die Sklaverei endgültig für die Vereinigten Staaten von

Nordamerika abgeschafft. Nun begann aber erst das große Problem, denn die Sklaverei war wohl aufgehoben, aber die zu vier Millionen angewachsene Negerbevölkerung blieb natürlich. Inzwischen war viel mit diesen amerikanischen Negern geschehen. Sie hatten den Namen und Glauben ihrer Herren annehmen müssen. Viele lebten nun bereits in der dritten und vierten Generation hier und hatten sich in dieser langen Zeit den Sitten, Gebräuchen und der Sprache ihres neuen Landes völlig angepaßt. Aus den Afrikanern waren Amerikaner geworden.

Vielleicht hat nichts so sehr den organischen Fortschritt der Neger-Emanzipation in den Südstaaten gestört als die plumpen Versuche des Nordens, dem Süden seinen Willen aufzuzwingen. Auch in dieser Nachkriegszeit, der sogenannten «reconstruction», also der Wiederaufbauzeit, waren missionarische und wirtschaftlich-politische Motive unheilvoll verquickt. Hand in Hand mit so großzügigen und rechtlich einwandfreien Maßnahmen wie den 14. und 15. Zusätzen zur Bundesverfassung – Zusätzen, welche den Negern die volle Gleichberechtigung als Staatsbürger sichern sollten – gingen üble Spekulationen von Yankee-Geschäftemachern, die den Süden wirtschaftlich kalt ausnutzten. Teilweise war die Lage der Ex-Sklaven katastrophal. Zwar lebten sie unter dem Schutz der nördlichen Bundestruppen, aber sie hatten selbst das bißchen Rückendeckung verloren, das ihnen ihre Sklavenexistenz gewährt hatte. Das südliche System war durch einen mehr oder minder wohlwollenden Paternalismus gegenüber den Sklaven gekennzeichnet gewesen. Jetzt nach der Befreiung der Neger stellte sie der Zwang zur wirtschaftlichen Selbständigkeit vor sehr schwierige Probleme – dazu kam das Ressentiment der politisch entmachteten und wirtschaftlich ausgeplünderten weißen Südstaatler. Unmittelbar nach Ende des Bürgerkrieges organisierte sich der gefürchtete Ku-Klux-Klan, und der Kampf gegen Neger, Katholiken, Juden und Yankees setzte ein. Er wurde durch die nördlichen Besatzungstruppen unterdrückt, die den Negern bedeutende politische Mitspracherechte sicherten. Zum ersten Mal wurden Negerschulen geschaffen und nur 5 Jahre nach Beendigung des Bürgerkrieges begannen die vier Millionen Ex-Sklaven eine wirkliche politische Macht im Süden zu bilden. Die Neger wählten damals 2 Senatoren und 14 Kongreßmitglieder ins Parlament und stellten sogar einen Bundesrichter. Sie führten das erste öffentliche Schulsystem ein und setzten sich teilweise erfolgreich für die Rechte der Minderbemittelten beider Rassen ein. Hervorragende einzelne Negerführer wünschten sogar die Zurückziehung der Bundestruppen und die Wiedereinsetzung der demokratischen Freiheiten im Süden, was dann zehn Jahre später geschah.

Direkt nach Abzug der Truppen begann allerdings eine erneute Haßwelle gegen die Neger, und der Ku-Klux-Klan und ähnliche Terrororganisationen machten sich wieder bemerkbar. Diese sind bis auf den heutigen Tag geblieben, und nächtlicherweise brennen oft große Kreuze als Drohung vor gemischten Schulen oder vor den Häusern von negerfreundlichen Weißen. Im tiefen Süden wurden auch den Negern die politischen Rechte wieder genommen und bis auf den heutigen Tag nicht zurückgegeben. Diese Zustände finden sich im besonderen in den ländlichen Distrikten. Sie können ihr Wahlrecht nicht ausüben. Teilweise werden sie durch herumstehende Weiße gewaltsam daran gehindert – teilweise werden beim Registrieren besondere «Tests» gemacht. Das sind Prüfungen, ob zum Beispiel der Wähler lesen kann oder ob er fehlende Buchstaben in einem Satz herausfindet. Diese sogenannten Analphabetenprüfungen werden übrigens für alle auch in New York durchgeführt anläßlich der Wahlen, nur können sie im Süden für die Neger besonders erschwert werden.

Eine Möglichkeit für die Neger, diesen Zuständen zu entkommen, ist die Abwanderung nach dem Norden. Es begann eine Massenabwanderung, die zur Lawine anwuchs. Am Ende des Bürgerkrieges lebten 20 000 Neger im Norden – heute sind es viele Millionen.

Aber verfolgen wir einmal eine Abwanderung von Negern aus dem Süden. Nehmen wir den Ort Jackson im Staate Mississippi. Auf dem für Neger reservierten Bahnsteigteil stehen Dutzende von Negerfamilien, einige bepackt mit uralten Pappkoffern, die dürrig mit Schnüren zusammengehalten sind. In einem offenen Sack tragen sie Töpfe, Pfannen und Besen. Ein Neger geht zum Fahrkartenschalter: «Ich gehe nach dem Norden. Wie weit kann ich für fünfzehn Dollar fahren?» Viele Neger wollen natürlich so weit hinauf wie möglich, um den Zuständen im tiefen Süden zu entrinnen – aber viele finden heraus, daß ihr Geld sie gerade nach St. Louis bringt und nicht weiter. St. Louis, eine Stadt, die zur großen Wegstation geworden ist. Im Jahre 1940 hatte es dort 109 000 Neger, heute sind es 250 000 – und jeder Zug bringt mehr. Aber hier finden sie nur die niedersten Arbeiten mit den kleinsten Löhnen. Infolgedessen müssen sie zusammengepfercht in slum-mäßigen Quartieren leben – eine wahre Brutstätte für Verbrechen. Wie aber immer wieder Sozialfürsorger, Ärzte und Kriminologen erklären: nicht das Blut oder die Rassenzugehörigkeit züchten Verbrechen, sondern schlimme äußere Lebensbedingungen. Von 454 tüchtig ausgebildeten Negern konnten in den letzten zwei Jahren nur 21 entsprechende Arbeit dort finden. So ziehen also viele weiter gegen Norden, in die nächste große Station: Chicago. Statistiken haben festgestellt, daß jede 15 Minuten ein neuer Neger hier ankommt. Zu Beginn unseres Jahrhunderts lebten hier 31 000 Neger, heute sind es 700 000, und jede Woche erhöht sich die Zahl um 2000. Im Jahre 1965 rechnet man also mit einer Million Neger, die in Chicago wohnen werden. Die Neger, die der Spannungen und Verfolgungen im Süden müde sind, wandern immer weiter; sie kommen nach Los Angeles, nach Detroit, nach New York, überall dorthin, wo Industrie und Arbeit ist. Trotz ihrer Qualifikationen beträgt aber ihr durchschnittliches Familieneinkommen etwa die Hälfte weniger als dasjenige ihrer weißen Kollegen.

So verlagert sich ein gewichtiger Teil der allgemeinen rassistischen Problematik nach Norden. Aber ist der Norden wirklich das Paradies für die Neger des Südens? Führende Neger der berühmten Organisation NAACP (des Nationalverbandes zur Förderung farbiger Bürger) haben kürzlich festgestellt: «Im Süden wird der Neger als Gruppe verachtet und als Einzelmensch anerkannt. Im Norden wird er als Gruppe anerkannt und als Einzelmensch schlecht behandelt.» Diese Feststellung mag übertrieben sein, aber sie hat bestimmt einen Kern von Wahrheit. Der Nordstaatler – auch der grundsätzliche Negerfreund – ist im Umgang mit Negern wesentlich befangener als der Südstaatler. Dem Neger wird dort – wie der Schwede Gunnar Myrdal in einer ausgezeichneten Sozialstudie festgestellt hat – eine ganz bestimmte Rolle zudiktirt, die im Grunde immer noch von den archaischen Vorstellungen der Bürgerkriegszeit geschaffen wurde. Der Neger hat dort ein fröhlicher, in den Tag hineinlebender Bursche zu sein, der gut musiziert, nicht gern arbeitet, sein Haus verlottern läßt und im großen Ganzen eine eher pittoreske Erscheinung ist. So wie dem Schweizer manchmal im Ausland zugemutet wird, seine Jodelkünste zu demonstrieren, so wird vom Neger als selbstverständlich vorausgesetzt, daß er die alten Plantagenlieder des 19. Jahrhunderts beherrscht und spitze gelbe Schuhe trägt.

Nun steht zweifellos fest, daß der Neger dem kulturellen Leben der USA einen großen Beitrag geliefert hat. Dieser Beitrag ist so bedeutend, daß er die Grenzen des Kontinents längst überschritt und als einziger geschlossener Massenstil von künstlerischem Anspruch im 20. Jahrhundert gelten darf. Wir meinen natürlich den Musikstil, der allgemein unter dem Begriff des «Jazz» zusammengefaßt wird. Diese Musik ist aus zwei Wurzeln gewachsen: den sogenannten «Blues» und den «Spirituals». Die «Blues» waren ursprünglich volksliederartige kleine Songs von bestürzender Lebensnähe und Vitalität; die «Spirituals», heute allgemein berühmt, unterscheiden sich musikalisch kaum von ihnen und es finden ständig Überschneidungen statt. Noch heute entstehen immer neue Spirituals in

Kirchen in Harlem oder Mississippi, in Chicago oder Arkansas. Alte vertraute Themen werden variiert, erhalten neue Bedeutung und neuen Sinn. Auch die Predigt der Negerpastoren richtet sich nicht an den analysierenden Verstand. Sehr oft ist sie nichts als eine musikalische Variation auf einen oder mehrere Bibelverse, ein rhythmisches Wiederholen, eine Verklammerung weniger einfacher Vorstellungen, die in ihrer tiefen Inbrunst allmählich die antwortende Verzückerung der Gemeinde hervorrufen. Man ruft «Amen» oder «Halleluja» – und plötzlich, sozusagen synkopisch, bricht die Predigt ab, die Botschaft hat ergriffen und wird vom «Spiritual», vom Gesang der Gemeinde aufgenommen. Wer vermag es zu sagen, welch tiefe bittere Erinnerung und welch tiefe Erlösungshoffnung in diesen Liedern ruht! «When Moses went to the Holy Land – let my people go ...» (Als Moses zog ins Heilige Land, oh laß ziehn mein Volk), so beginnt eines der ältesten Spirituals. Der Auszug aus der Verbannung, die freudige Erwartung des River Jordan, des erlösenden Heiligen Flusses, sie spielen in fast allen Spirituals eine Rolle.

Noch heute sind sich viele Jazzmusiker dieser religiösen Wurzel ihrer Kunst bewußt. Die große Spiritual-Sängerin Mahalla Jackson sagte einmal: «Ich liebe die Musik Gottes zu singen, denn sie bedeutet Hoffnung ...» Eine Gruppe nennt sich ausdrücklich «The Messengers» – die Männer mit einer Botschaft. Freilich zieht sich heute der Fluch der Kommerzialisierung auch über das Reich des Jazz – aber die Negermusiker widerstehen dieser Versuchung im allgemeinen besser als ihre weißen Kollegen. Der Meisterinterpret dieser Musik ist der heute weltberühmte Louis Armstrong.

In Amerika ist Armstrong, oder, wie er populär genannt wird, Botschafter Satchmo, eine nationale Figur. Und die amerikanische Regierung beauftragt ihn sogar offiziell, Welttourneen zu unternehmen, um Freunde für Amerika zu werben. Ist es daher nicht grotesk, daß ausgerechnet dieser Mann seine Heimatstadt New Orleans nicht betreten darf? Er würde nämlich, falls er mit seinem Orchester dahin käme, sofort verhaftet werden – nicht etwa weil er ein gesuchter Dieb oder Gauner ist, sondern weil er einen weißen Musiker in seinem Orchester beschäftigt!

Damit stehen wir aber schon wieder mitten in den Problemen des Südens. Wie haben sich die Spannungen entwickelt und wie wirken sie sich heute aus?

Wichtig ist, festzustellen, daß der respektable Bürger der Südstaaten heute jedes gewaltsame Vorgehen gegen die Neger im allgemeinen ablehnt. Er beklagt aufs heftigste alle Ausschreitungen der Lynchjustiz und er distanziert sich von Organisationen wie etwa des Ku-Klux-Klan, welche ein eigentliches Terror-Regime nicht mehr auszuüben vermögen. Bestenfalls können sie in Probestücken, wie in Little Rock oder Montgomery, Alabama, ein Zentrum der weißen Gärung bilden. Ihre Mitglieder gehören nicht mehr – wie zu Zeiten der nördlichen Besatzung – nur den gehobenen Schichten an. Sie sind vielmehr zu einer Heimat all der Elemente geworden, die aus irgendeinem Grund mit dem Leben nicht zurechtkommen. In einigen Staaten können der Ku-Klux-Klan und ähnliche Organisationen geradezu als Sammelbecken der Deklassierten und Verkrachten bezeichnet werden.

Aber – und damit rührt man vielleicht an die Wurzel des Rassenproblems überhaupt – der Süden ist leider voll von Deklassierten und Verkrachten. Wir sahen bereits, daß der Neger im Norden durchschnittlich nur die Hälfte von dem verdient, was sein weißer Kollege in der Lohntüte nach Hause nimmt. Die Rassenschranke ist dort im Norden also eine recht reale Angelegenheit. Die Neger können sich einfach nicht alle die Genüsse der Konsumgesellschaft leisten, die geboten werden. Wenn daher im Norden der Rassenstreit aufflammt – und das war in den vergangenen Jahren öfters der Fall –, dann hat er meist wirtschaftliche Hintergründe. So kommt es immer wieder vor, daß Neger, die in eine bis dahin rein weiße Gegend ziehen, von einem «Mob» in ihren Häusern angepöbelt und be-

lagert werden. Die Nachbarn des Negers fürchten nämlich – und meistens mit Recht –, daß der Einzug des Negers die Grundstückspreise des Viertels jäh nach unten treibt. Die Grundstücksmakler rechnen mit den Negern als Vorboten der Verelendung, und so steht der weiße Nachbar vor der Tatsache, daß sein hübsches Einfamilienhaus über Nacht Tausende von Dollars an Wert verloren hat. – Ganz anders liegen die Dinge im Süden. Bekannt geworden ist der Fall «Little Rock», wo Bundestruppen den Einzug von Negerkindern in die Mittelschule erzwingen mußten. Nun ist «Little Rock» die Hauptstadt des Staates Arkansas. Der Durchschnittsverdienst des Bewohners von Arkansas liegt aber bei 970 Dollars im Jahr, während derjenige eines Nordstaatlers bei 1900 Dollars liegt. Diese ungeheure Differenz im Einkommen entspricht der Differenz zwischen weißen und schwarzen Löhnen im Norden. Aber die Bewohner von Arkansas sind in der überwiegenden Mehrheit Weiße; der Anteil der Neger an der Bevölkerung erklärt keinesfalls die große Differenz im Einkommen. Tatsache ist vielmehr, daß der weiße Durchschnittsbürger der Südstaaten arm ist, für amerikanische Verhältnisse sogar bitter arm. Und Tatsache ist ferner, daß gerade in den ärmsten Landstrichen des Südens der Rassenstreit die krassesten Formen annimmt.

Der arme Weiße arbeitet auf einem total verschuldeten Baumwollfeld, er rackert sich teilweise noch mit Maulesel und Baumwollsack ab, während die Baumwollfarmer in Texas oder Oklahoma längst zu maschinellen Methoden übergegangen sind. Der arme Weiße lebt wirtschaftlich um keinen Deut besser als sein schwarzer Mitbürger. Er fühlt sich deklassiert in einem reichen Land und er leidet unter dem ungeheuren wirtschaftlichen Druck des Nordens. Er weiß – wenn er Baumwollpflanze ist –, daß er nur von den Stützpreisen der Regierung, also den «Almosen der verhaßten Yankees», lebt. Er ist meist ganzer oder halber Analphabet, und er sucht in seiner dumpfen Bitterkeit nach einem gesellschaftlichen Standort, nach einem Ventil für seine unterdrückten Gefühle. Der Neger ist der ideale «underdog», wie man in Amerika sagt, also der ärmste Hund von allen.

Eine solche Rassenschranke ist deshalb so schwer niederzulegen, weil sie völlig irrational ist. Sie hat weder mit der politischen noch mit der wirtschaftlichen Wirklichkeit etwas zu tun. Der Neger als Gruppe erfüllt die Rolle des Sündenbocks, die etwa Hitler dem Judentum zuwies, um eine einfache, greifbare Erklärung für die Härten der Depression zu bieten. Diese künstliche soziale Deklassierung des Negers ist die beste Erklärung für das System von sogenannten Haßgesetzen, «Jim Crow laws», die das Leben im Süden für Neger so entwürdigend macht.

Lachend erzählte uns ein Negerdirektor eines Gymnasiums im Süden, daß keiner seiner weißen Kollegen je mit ihm reden würde – kaum saßen sie jedoch im gleichen Flugzeug, um zu einer Konferenz in den Norden zu fliegen, so seien sie höchst freundschaftlich und würden alle Probleme mit ihm diskutieren und ohne die geringste Schwierigkeit zu machen im gleichen Hotel im Norden mit ihm übernachten. Aber nach der Rückkehr in den Süden entsteht sofort wieder die eiserne Schranke. Ein im Grunde lächerliches Verhalten, aber ein Verhalten, wie es genau den tatsächlichen Ursachen der südlichen Rassenspannung entspricht. Wie willkürlich die Grenzen zwischen den Rassen verlaufen, läßt sich an vielen Beispielen ohne Mühe zeigen.

Als wir eine Schulklasse aus der Kathedrale von New Orleans kommen sahen, bemerkten wir mit großem Erstaunen, daß unter den weißen Schülern sich etwa drei pechschwarze Kinder befanden. Wir trauten unseren Augen nicht, denn gerade in New Orleans im Staate Louisiana schien eine Vermischung von Rassen in der gleichen Schule völlig undenkbar. Ein nahe dabei stehender Geistlicher, den wir um Auskunft baten, erklärte uns lachend: «Das sind doch keine Schwarzen, das sind Weiße! Sie stammen nämlich nicht aus Amerika, sondern aus Kuba.»

Er zuckte die Achseln, um zu zeigen, wie unmöglich die Situation sei. – Im Gerichtssaal geschah es, daß zum Beispiel ein angeklagter Neger sich auf die Negerbank setzen wollte, worauf ihn ein Ordnungsbeamter heftig anfährt, er solle sofort zu den Weißen hinübergehen – was er denn bei den Negern zu schaffen habe? Welches ist der Grund? Er ist so helläugig und blond, daß man beim besten Willen in ihm nicht mehr den Neger erkennt. Aber laut Gesetz und nach seinen Papieren ist er noch ein Neger!

Den weitgehend legalistischen und emotionalen Charakter der Rassenschranke beweist auch die Formel, auf die man sich heute im Süden geeinigt hat. Die Formel lautet: «Gleiche, aber getrennte Möglichkeiten für alle.» Die Neger sollen die gleichen Golfplätze, die gleichen Schulen, Schwimmbäder, Kirchen, Clubs haben wie ihre weißen Mitbürger – aber nur für sich selbst. Die Rassen sollen getrennt bleiben.

Nun hat sich die Gesetzgebung des Bundes dieser Ansicht entgegengestellt. Der «Supreme Court» – der oberste Gerichtshof – fällt im Mai 1954 den entscheidenden Spruch: jede Rassenschranke in den Schulen muß fallen. Dabei warf der Gerichtshof ausdrücklich die Frage auf: «Schadet eine Trennung in der Schule allein nach rassischen Grundsätzen der Minderheitsgruppe in der Erziehung?» Der Gerichtshof bejaht die Frage in aller Entschiedenheit. «Kinder im gleichen Alter und mit der gleichen Intelligenz nur wegen ihrer Rassenzugehörigkeit zu trennen, bewirkt in ihnen ein Minderwertigkeitsgefühl gegenüber der Gemeinschaft, es kann ihr Verstandes- und Gemütsleben so sehr beeinflussen, daß ein nicht gutzumachender Schaden daraus entsteht.» Vor diesem Beschluß bestanden die rassisch getrennten Schulen noch in 17 Staaten, darunter auch im District of Columbia, dem Distrikt der Bundeshauptstadt Washington. Zwei Jahre später haben neun dieser Staaten, vor allem die nördlich gelegenen Randstaaten, ihre öffentlichen Schulen integriert. Der Prozeß wurde bewußt nicht forciert; viele Staaten trafen entsprechende Abkommen mit den Bundesbehörden, die es ihnen gestatten, die Umstellung allmählich durchzuführen.

In diese Entwicklung platzte die Bombe von «Little Rock». Durch Aspirationen eines ehrgeizigen Gouverneurs, also des obersten Exekutiv-Beamten des Staates, wurde die Bundesregierung gezwungen, mit bewaffneter Macht in Little Rock einzugreifen. Einsichtsvolle Kreise im Süden wie im Norden bedauerten diesen Schritt. Die Stahlhelme und Bajonette einer Bundesregierung haben im Süden eine unheimliche psychologische Wirkung, denn noch sind die verhaßten Jahre nach dem Bürgerkrieg nicht vergessen. – Bedeutende Negerführer setzen alles auf die christliche Methode der Gewaltlosigkeit und haben schon schöne Ergebnisse erzielt. Einer der wichtigsten dieser Führer ist der Negerpastor Martin Luther King aus Montgomery im Staate Alabama, der durch die Methode des gewaltlosen Widerstandes die Rassengleichheit in den öffentlichen Verkehrsbetrieben durchgesetzt hat. Er gilt heute als einer der wichtigsten Männer im Kampf um würdigere Beziehungen zwischen den Rassen.

Pastor King führt aus: «Wir werden natürlich weiterhin auf Widerstand stoßen bei denen, die dem neuen System im Wege stehen. Wir sind gewillt und verpflichtet, die Rassentrennung in den USA und besonders im Süden auszumerzen. Aber wir werden dieses Ziel durch die Methode des gewaltlosen Widerstandes zu erreichen versuchen. Dieser gewaltlose Widerstand ist meines Erachtens die einzig mögliche Methode. Gewalt führt nur vorläufige Lösungen herbei; Dauerlösungen werden nur durch Gewaltlosigkeit erzielt, die die Schaffung einer brüderlichen Gemeinschaft im Auge hat. Äußere Gewalt erzeugt ja die innere Stimmung der Gewaltlosigkeit. Wesentlich ist nicht so sehr, daß ich meinem Bruder nicht mit der Waffe in der Faust gegenüberetrete – wesentlich ist es, daß ich ihm nicht mit Haß im Herzen begegne ...» Diese Erziehungsarbeit, die Pastor King durch die Methode des gewaltlosen Widerstandes leisten will – er hat dafür beträchtliche persönliche Opfer gebracht –,

wird von einsichtigen Menschen im Süden allgemein als die entscheidende Aufgabe betrachtet. Eine der großen Organisationen, die sich dieser Arbeit widmen, ist der sogenannte «Southern Regional Council», eine Art Koordinations-Organisation für alle Bemühungen dieser Art. Der Direktor dieser Organisation, Harold Fleming, arbeitet in Atlanta. Er selbst stammt aus einer alten südstaatlichen Familie und hat sich erst selber von den kollektiven Vorurteilen des Südens freimachen müssen. Aber er ist zuversichtlich, was die Zukunft der beiden Rassen betrifft. «Die Schwierigkeiten in den Rassenbeziehungen sind uralte, sie reichen über hundert Jahre zurück. Seit dem Zweiten Weltkrieg machen sich neue Strömungen bemerkbar, und heute stehen wir vor dem Problem, den Übergang zu neuen Werten und Vorstellungen zu finden. Es ist sehr wichtig – für den Süden sowohl als für den Außenstehenden –, sich vor Augen zu halten, daß die positiven Kräfte am Werk sind. Gewiß, die Konflikte tauchen eher in den Schlagzeilen der Zeitungen auf, aber wir dürfen das Wachsen des neuen Verständnisses nicht übersehen, das oft unter der Oberfläche vonstatten geht. Die Haltung der Jugend hat sich entscheidend geändert. Der Krieg hat vielen weitere Perspektiven gegeben, als sie vorher vorhanden waren. Religiöse Gruppen arbeiten an der Verständigung, aber auch dem modernen Industriellen und Geschäftsmanne ist es heute klar, daß der Neger als Konsument wie als Arbeitskraft unterschätzt worden ist, und daß seine Wichtigkeit zunimmt.»

Vor allem hat sich die katholische Kirche im Süden große Achtung erworben durch ihre mutige Stellungnahme für die Gleichberechtigung der Rassen. Bereits vor dem denkwürdigen Entscheid des Obersten amerikanischen Gerichtshofes waren die katholischen Pfarrschulen in den nördlichen Südstaaten integriert. Viele katholische Bischöfe verlangen, daß weiße und schwarze Gläubige gemeinsam die gleiche Messe in der gleichen Kirche besuchen. Sie können es dann allerdings erleben, daß weiße Gläubige entweder von der Kirche abfallen oder lieber einen meilenweiten Umweg zu einer anderen Kirche machen.

Bischof Waters von North Carolina ist einer dieser hervorragenden Bischöfe in den Südstaaten. Er ist allerdings sehr presseschüchtern und wollte kein Interview erteilen, weil er vor einigen Jahren allzusehr in der Weltpresse erwähnt wurde – und dies, so meint er, habe eher geschadet als genützt. Damals schloß er in einer Pfarrei eine der beiden Kirchen und verlangte, daß die Gläubigen beider Rassen fortan gemeinsam in die gleiche Kirche zu gehen haben, was bewirkte, daß einige weiße Gläubige aus der Kirche austraten. Wir interviewten seinen Stellvertreter, Weihbischof Navagh, der gleichzeitig Pfarrer in einer Negergemeinde ist. Weihbischof Navagh führte aus: «Was den Kirchenbesuch betrifft, so sind alle katholischen Kirchen in den USA integriert. In vielen Schulen – jedenfalls in vielen Schulen von North Carolina – besuchen die Kinder auch die Schule gemeinsam. In unseren kirchlichen Vereinen teilen Weiße und Schwarze alle Rechte und Pflichten gemeinsamer Mitgliedschaft. – Schwierigkeiten ergeben sich aus zwei Quellen, und man kann sie einfach so formulieren, daß die Neger die Weißen, aber auch die Weißen die Neger nicht wirklich ken-

nen. Sobald man die beiden Rassen zu gemeinsamen Gesprächen zusammenbringt, wird schnell die Wahrheit aufleuchten, daß wir alle Kinder eines Vaters sind. Diese Wahrheit wird nicht gesehen, wenn wir nicht versuchen, uns gegenseitig kennenzulernen.»

So ist der Süden auch selbst am Werk, alte häßliche Schuld und Gespensterfurcht zu tilgen.

Je mehr aber die Integrationsbemühungen erfolgreich sind, desto verzweifelter rüsten sich die Gegner, die Segregationisten, zum letzten Kampf. Inzwischen haben sich die Segregationisten zu einem «White Citizen Council» (weißen Bürgerrat) zusammengeschlossen. Im Staat Louisiana haben sie in einem Pamphlet unter anderem folgende Verteidigungs-Argumente veröffentlicht:

«1. Der Neger, der Seite an Seite mit dem weißen Mann im Süden lebt, geschützt durch gesetzliche Trennung, hat größere Fortschritte gemacht als der Neger sonstwo auf der Erde.

2. Wir sind sehr stolz auf unsere Neger, wir sind stolz auf ihren Fortschritt, den sie mit unserer Hilfe gemacht haben. Wir glauben, daß die Neger all jenen, die behaupten, der Süden sei unchristlich, entgegenhalten werden, daß wir den Negern weit über unsere moralische Verpflichtung hinaus geholfen haben, und daß die Rassentrennung – weit eher als jedes andere System – diesen Fortschritt ermöglicht hat.

3. Unsere Bürger werden allmählich jener Geistlichen überdrüssig, die immer noch von den Kanzeln herunterpredigen, daß Rassentrennung unchristlich sei. Wir sind ihrer Behauptung müde, daß die Aufrechterhaltung von getrennten Schulen und Kirchen sündhaft sei.

4. Unser Glaube ist unerschütterlich, denn wir fühlen, daß Gott selbst seinem Volk das Gesetz der getrennten Rassen auferlegt hat, und daß er unsere Bemühungen segnet ...»

So grollen noch die alten Argumente weiter – die Argumente der göttlich auferlegten Rassentrennung, die Argumente vom Fluch Noachs über Cham und seine Nachkommen. Wohl die größte Furcht, die immer wieder geäußert wird, ist die Angst vor rassistisch gemischten Ehen. Lassen wir aber hier die Statistiken sprechen: «Jeder achte Amerikaner hat einen Tropfen Negerblut – und etwa 90% aller amerikanischen Neger haben weißes Blut.» Deshalb kann in den USA von einer reinen Rasse weder auf der einen noch auf der andern Seite mehr die Rede sein.

Es ist offensichtlich, daß es noch einige Zeit gehen wird, bis das Negerproblem in Amerika verschwindet, aber es sind heute viele positive Kräfte am Werk, die sich dafür einsetzen. Zu einem akuten Aufflammen der Gegensätze, aber auch zu einer schnelleren Lösung trägt viel dazu bei, daß Amerika nach dem Zweiten Weltkrieg gezwungen wurde, im internationalen Geschehen führende Partei zu ergreifen. Wenn sich die Amerikaner aus Überzeugung für das Selbstbestimmungsrecht der Völker und die Gleichberechtigung aller Menschen ungeachtet ihrer Konfession, ihrer Rasse und ihres Standes einsetzen, so sehen sie sich gleichermaßen gezwungen, die Negerfrage im eigenen Haus zu lösen. Einsichtige und führende amerikanische Kreise sehen diese Notwendigkeit auch durchaus ein.

Gladys Weigner

Licht und Schatten bei den Sudetendeutschen

Die aus der Nachkriegs-Tschechoslowakei in den Jahren 1945/46 (also nicht von Kommunisten, sondern vor dem Prager kommunistischen Putsch des Februars 1948) vertriebenen Sudetendeutschen – die Zahl aller Sudetendeutschen hat 1945 etwa 3 1/2 Millionen betragen – sind zum größten Teil in der

Bundesrepublik Deutschland untergekommen (etwa 2 Millionen); 750 000 leben in der sogenannten «Deutschen Demokratischen Republik»; etwa eine Viertelmillion in Österreich; nicht ganz 200 000 sind – laut offiziellen Berichten – in der Tschechoslowakei verblieben. Obwohl es den Sudetendeutschen in der Bundesrepublik und in Österreich weit besser geht, als es ihnen in der kommunistischen Tschechoslowakei gehen würde, wird man von ihnen keineswegs verlangen dürfen, daß sie die Heimat über Nacht vergessen. Die in der überparteilichen «Sudetendeutschen Landsmannschaft» organi-

sierten Heimatvertriebenen, die bei aller relativ schnellen Verwurzelung in ihren neuen Wohnorten den Charakter ihrer speziellen Volksgruppe bewahren, versammeln sich alljährlich zu einem «Sudetendeutschen Tag». Er fand zu Pfingsten 1958 in Stuttgart statt, zum neunten Male seit ihrer Vertreibung. Rund eine Viertelmillion Besucher bewiesen demonstrativ ihr Zusammengehörigkeitsgefühl, ihre Anhänglichkeit an den verlorenen Siedlungsraum, ihre Sonderrolle im Konzert der deutschen Stämme. Und eminent politisch erschienen bei dieser Kundgebung Überlegungen und Erkenntnisse.

Ein freudiges Erlebnis

Positiv und erhebend stand die erstmalige Verleihung des «Kaiser Karl»-Preises im Mittelpunkt dieses Sudetendeutschen Tages. Der sudetendeutsche «Kaiser Karls»-Preis darf nicht mit dem Aachener Karlspreis, der an Karl den Großen und sein karolingisches Reich erinnern soll, verwechselt werden: er ist vielmehr im Gedenken an Kaiser Karl IV. gestiftet, den Luxemburger auf dem böhmischen Königsthron, der römischer Kaiser und deutscher König war und unter dem Prag, als Hauptstadt des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, die erste Universität Mitteleuropas erhalten hat (1346). Die Ära Karls IV. war die glücklichste des Zweivölkerlandes Böhmen. Dieser sudetendeutsche «Kaiser Karls»-Preis wurde bezeichnenderweise einem Tschechen verliehen: dem jetzt 65jährigen, in London im Exil lebenden ehemaligen Armeegeneral der Tschechoslowakischen Republik, *Lev Prchala*, dessen politische Tätigkeit als Vorsitzender des «Tschechischen Nationalkomitees», einer rechtsgerichteten, konservativen Gruppe, seit Jahren der sudetendeutsch-tschechischen Versöhnung gilt.

Prchala gehört zu den saubersten Figuren unter den Exilpolitikern der Nachkriegszeit. Er ist ein alter tschechischer Patriot, der als junger Offizier des alten Österreich im ersten Weltkrieg das Lager gewechselt hat, um in der Tschechischen Legion auf russischer Seite gegen die Donaumonarchie zu kämpfen – damals in der Meinung, sie sei die Unterdrückerin des tschechischen nationalen Strebens. Sein rechtlicher Sinn hat es im Laufe seiner späteren Militärkarriere in der Tschechoslowakischen Republik nicht ertragen, daß die sudetendeutsche Volksgruppe dem tschechischen Mehrheitsvolk ebenso hintangesetzt war, wie er zuvor im alten Österreich die Tschechen dem deutschen Element hintangesetzt geglaubt hatte. Zur Zeit der Mobilisierungen der Tschechoslowakei gegen Hitler-Deutschland im Jahre 1938 war Prchala einer der höchsten Führer der tschechoslowakischen Armee: aus seiner Kenntnis der Lage bestreitet er auch das Märchen vom «Massenverrat» der Sudetendeutschen und hörte nicht auf, festzustellen, daß mehr als 90% der sudetendeutschen Reservisten dem Mobilisierungsbefehl aus Prag anstandslos Folge geleistet haben, obwohl dies in der Stimmung jener verzettelten Epoche für sie mit großer Gewissenspein verbunden sein mochte. Nach der Besetzung der Tschechoslowakei durch die Nazis im März 1939 floh General Prchala nach Polen, wo er eine tschechische Kampfgruppe gegen Hitler ins Leben zu rufen versuchte. Nach Polens Zusammenbruch gelangte er auf abenteuerlichen Wegen nach London, distanzierte sich aber dort von Eduard Benesch und dessen Exilregierung, deren Politik die wiederzubefreiende Tschechoslowakei vorschußweise und wider den Willen der Westalliierten der sowjetischen Umklammerung auslieferte. Mit General Prchalas Londoner Nationalkomitee haben die Sudetendeutschen vier Jahre nach ihrer Vertreibung, am 4. August 1950, in Wiesbaden ein Abkommen geschlossen, das unter Verzicht auf Rache und Vergeltung ein friedliches Nebeneinanderleben der beiden Völker in der gemeinsamen alten Heimat vorsieht, wenn diese erst einmal wieder dem Bolschewismus entrissen ist.

Die Verleihung des «Kaiser Karl»-Preises an Prchala straft die Geschichtsfälscher Lügen, die das Sudetendeutschtum kollektiv mit dem Nationalsozialismus identifizieren und aus der unglücklichen Konstellation zur Zeit des Münchner Abkommens vom September 1938 ein generalisierendes Verdammungsurteil gegen die Sudetendeutschen konstruieren möchten. Das Nationalkomitee Prchalas hat seitdem zusammen mit der Sudetendeutschen Landsmannschaft ein «Tschechisch-sudetendeutsches Föderativkomitee» geschaffen, in dessen Rahmen die Fragen einer künftigen Föderation beider Völker in ihrer alten Heimat studiert werden. Für die Überreichung des «Kaiser Karl»-Preises durch den Sprecher der Sudetendeutschen

Landsmannschaft, den alten deutschnationalen Parlamentarier in Wien und Prag, Dr. Rudolf Lodgman von Auen, dankte General Prchala in einer deutschen und in einer tschechischen Ansprache im Beethovensaal der Liederhalle Stuttgarts. Er sagte u. a.:

«Ein Kenner der Zeit Karls IV., der tschechische Professor Dr. František Dvorník, früher an der Karls-Universität in Prag, heute an der Harvard-University in den USA, sagt von der Regierung Karls IV., daß sie das große Zeitalter der tschechischen Nation gewesen ist – daß dieser römische Kaiser und böhmische König sich dessen bewußt war, welche Bedeutung das freundschaftliche Verhältnis zwischen Germanen und Slawen für Mitteleuropa hätte und daß er die Symbiose der Tschechen mit den Deutschen verwirklichen wollte. Durch die Wahl Karls IV. zum Patron dieses europäischen Preises haben die Sudetendeutschen bewiesen, daß sie über den chauvinistischen Nationalismus erhaben sind und daß sie die Zukunft von Böhmen, Mähren und Schlesien wie auch von Mitteleuropa überhaupt unter dem Gesichtspunkt der Politik des berühmten christlichen Herrschers und Bahnbrechers des neuzeitlichen Europa erblicken. Nur die Politik der Versöhnung und des Ausgleiches der Nationalitäten ist der Weg aus der Versklavung zur Freiheit!»

Einmütiger Jubel erfüllte den Saal: die meisten der Sudetendeutschen verstanden auch das Tschechische, die alte «zweite Landessprache der Länder der Böhmisches Krone», noch sehr gut; es gab ein Verstehen auf der ganzen Linie, Ausdruck beglückender Hoffnung.

Zwei Schatten

Aber da gab es einen besinnlichen Wermutstropfen in den Freudenkelch: eine ernste Mahnung, sich von der Begeisterung nicht hinreißen zu lassen und der Macht des Bösen in der menschlichen Natur zu gedenken. Karl Anton Prinz Rohan erinnerte in seiner ausgezeichneten Festrede daran, daß der tschechische Politiker Palacky am 21. März 1848, also vor 120 Jahren, eine Resolution verfaßt hatte, in der man die Sätze lesen konnte:

«Prager Schriftsteller, die sowohl die deutsche wie auch die tschechische Sprache gebrauchen, haben sich einmütig entschieden, daß sie alles in ihren Kräften stehende tun wollen, um darauf zu achten, daß die glückliche Übereinstimmung, die in diesen Tagen die deutschen und die tschechischen Einwohner unseres Vaterlandes verbindet, fest und dauerhaft gewahrt wird, auf der Basis voller Gleichberechtigung, so daß weder die Deutschen Vorteile vor den Tschechen noch die Tschechen solche vor den Deutschen erhalten ...»

Daß alles, auch der Wunsch nach vollkommener Versöhnung, schon einmal dagewesen und trotzdem durch die Praxis der Geschichte so schrecklich kompromittiert worden ist, das stimmt hoffnungslos. Doch es heißt: sperare contra spem, auch auf diesem Gebiete.

Einen Schatten auf die positive Gesamtwirkung des Sudetendeutschen Tages warf ferner eine zweite Preiserteilung. Der «Sudetendeutsche Kulturpreis» des Jahres 1958 wurde dem Schriftsteller und Dichter Erwin Guido Kolbenheyer verliehen, dessen Romane «Amor Dei» (Spinozas Leben handelnd) und «Paracelsus» in der Zwischenkriegszeit große Leserkreise gefesselt haben. Gegen Kolbenheyer, der sich zur Zeit des Nationalsozialismus vorbehaltlos zum «Führer» bekannt und eine verworrene materialistische Philosophie von der «Bauhütte» produziert hat, mit deren mythischen Unklarheiten er auch heute noch seine Anhänger geistig gefährdet, sind vor der Preiserteilung eine Reihe von Stimmen innerhalb der verantwortlichen Kreise laut geworden; doch glaubte man schließlich, dem Wunsch der unbelehrbaren Nationalisten, den just 80 Jahre alt gewordenen Kolbenheyer auszuzeichnen, wider die Warnung und Ablehnung, die auch gerade katholischerseits an den Tag gelegt wurde, entsprechen zu sollen. Das offizielle Programm des «Sudetendeutschen Tages» stattete die Preiszuerkennung an Kolbenheyer mit dieser verschämten und doch kühnen Formulierung aus:

«Daß seine kritisch-wissenschaftlichen und philosophischen Gedanken nicht immer den Beifall aller fanden, kann über die Tatsache nicht

hinwegtäuschen, daß in seinem dichterischen Schaffen eine Meisterschaft geistiger Konzeption enthalten ist.» Der Bundeskulturreferent der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Dr. Pfuger, hob als Verdienst Kolbenheyers sogar hervor, er habe auf den Fundamenten einer formbewahrenden Tradition ein Werk aufgebaut, das in seiner Gänze ein faustisches Panorama der deutschen Geisteswelt darstelle. In einer Zeit der Umwertung aller Werte habe Kolbenheyer nach den ewigen Grundzügen des Menschentums gesucht und sie in seinem Werk gestaltet. Dr. Rudolf Lodgman von Auen paraphrasierte diese Phrasen bei der Übergabe des Kulturpreises an Kolbenheyer mit den Worten, daß Kolbenheyer zu jenen faustischen Menschen gehöre, die den Geheimnissen der Götterwelt unbeirrbar um die Anfechtungen der Umwelt nachspürten und daß darum ihr Werk die Umwelt immer überleben werde.

Dieser Ehrenpreis sei nicht als «Propaganda für den Dichter» zu werten, wie es von vielen Seiten nur zu gerne mißdeutet werden dürfte, sondern als Zeichen der Anerkennung und des Dankes der Volksgruppe. Den klaren Köpfen im sudetendeutschen Lager – und es gibt ihrer genug! – wurde es bei dieser Preiserteilung und bei all dem Gerede darum herum reichlich bange und unwohl.

Gesamtbaltung

Der weltpolitische Aspekt des «Sudetendeutschen Tages» kam an zwei Stellen in Ausführungen des Bonner Bundes-schatzministers Dr. Lindrath und des Sprechers der Landsmannschaft Lodgman von Auen zum Ausdruck. Lindrath wies darauf hin, daß die Zusammendrängung einer so großen Anzahl von vorwiegend in der Industrie Tätigen, wie es die Flüchtlinge und Vertriebenen in der Bundesrepublik seien, auf einen ohnehin schon engen und überfüllten Lebensraum die deutsche Wirtschaft im Ganzen krisenempfindlicher gemacht habe. Die Bundesrepublik sei heute jedenfalls erheblich auslandsabhängiger geworden, als es das Deutsche Reich je gewesen sei. Das

und vor allem die anderen ideellen Überlegungen bedingten es, daß die Vertriebenen ihren Anspruch auf die Heimat niemals aufgeben können und dürfen. Lodgman seinerseits erklärte wörtlich: «Wir fordern von den Großmächten, die die Vertreibung sanktioniert haben, die Rückgabe unseres Siedlungsgebietes in Böhmen, Mähren und Schlesien an die Volksgruppe. Als Bürger der Bundesrepublik fordern wir die Bundesregierung auf, sich für das Heimats- und Selbstbestimmungsrecht ihrer Staatsbürger aus dem Sudetenlande einzusetzen. Wir waren in den Jahren 1918 (da die Sudetendeutschen auf Grund des von Wilson verkündeten Selbstbestimmungsrechts Anschluß an das neue Deutsch-Österreich verlangten, aber von den Pariser Friedenskonferenzen abgelehnt wurden. Anm. d. Red.), 1938 (da in München über den Anschluß der deutschbesiedelten Gebiete Böhmens, Mährens und Schlesiens ans Dritte Reich entschieden wurde. Anm. d. Red.) und 1945 nur Objekte der Politik. Über uns hat man entschieden, ohne uns zu fragen. Diesmal fordern wir als Bürger des deutschen Staates, der heute ein wesentlicher Faktor der westlichen freien Welt ist, daß den deutschen Heimatvertriebenen die Rechte gewährt werden, die die Westmächte selbst als Grundgesetz demokratischer Politik aufgestellt haben.» Die «Sudetendeutsche Zeitung» brachte zum Sudetendeutschen Tag eine spezielle Beilage «Südtirol», Solidarität der ungelösten Volksgruppenfragen Europas bekundend.

Das Fazit des «Sudetendeutschen Tages»? Der Weltöffentlichkeit wurde einmal mehr gesagt, daß es nicht nur das Ost-West-Problem und das der unterentwickelten Völker zu lösen gibt. Die Erfüllung des Naturrechtes zu verlangen ist jedes Individuum und jede Gruppe legitimiert; Versöhnlichkeit gegenüber alten Gegnern ist lobenswert, weltanschauliche Benebeltheit nicht.

Dr. Franz Glaser

In Polen im Winter 1958¹

Die Ereignisse des Polnischen Oktober brachten es mit sich, daß die zeitgenössischen Meisterwerke der Weltliteratur beziehungsweise die wichtigsten Erscheinungen auf dem Büchermarkt des westlichen Auslandes in Übersetzungen vorgelegt wurden. Das Interesse an diesen Büchern war riesengroß; man wollte das Versäumte nachholen. Eine Lesewut ergriff die Polen, die bis heute kaum nachgelassen hat. Auflagen von 10000 und mehr Exemplaren gingen in wenigen Tagen unter die Leser. In einem der Räume des pompösen Warschauer Kulturpalastes wurde eine internationale Bücherstube eingerichtet. Studenten und Professoren, Arbeiter und Hausfrauen sind stets Gäste dieser Bücherstube.

Schauspiele und Filme

In die Schauspieltheater Polens haben nun auch die Stücke westlicher Autoren Eingang gefunden. Als ich Warschau verließ, wurde gerade Dürrenmatts «Besuch der alten Dame» angekündigt. Der junge zornige Mann aus England, Osborne, feierte mit seinem «Look back angers» Einstand. Sehr diskutiert wurde Becketts «Warten auf Godot». Die «Stühle» von Jonesco erfreute sich keines starken Interesses. Das Musical «Kiss me Kate» fand allgemein Zuspruch. Im Theater des Bühnennachwuchses in der Warschauer Vorstadt Zoliborz gibt es seit Monaten allabendlich ein ausverkauftes Haus. Des Schweizers Burkhard Operette «Feuerwerk» hat Warschaus Freunde der leichten Muse entzückt.

Aber auch die Theater der Provinzstädte sind bemüht, durch gute Aufführungen den Kontakt mit dem Publikum aufrecht zu erhalten. Das Krakauer Kellertheater (eine Studentenbühne)

experimentiert mit zeitgenössischen Stücken; beglückende Erlebnisse für Kenner vermittelt das Puppentheater der alten Wawelstadt. Interessant ist eine Statistik aus der Theaterzeitschrift «Dialog». Im Jahre 1957 gab es in Polen 138 Bühnen (75 dramatische, 30 Reisebühnen, 29 Puppentheater und vier satirische Bühnen). Im selben Jahr zählte man in Polen 10582381 Theaterbesucher, eine Zahl, die den Beweis erbringt, wie stark das Interesse der Polen für das Theater ist. Von den 10 Millionen Besuchern zählte man 4 Millionen aus dörflichen Gegenden. In dieser Zeitspanne fanden 449 Erstaufführungen statt. Selbstverständlich werden polnische Autoren fleißig gespielt, aber auch die Werke der dramatischen Weltliteratur finden sich auf den polnischen Bühnen wieder.

Die Hauptstadt Polens besitzt zuwenig Kinotheater. Es ist ein Drängen an den Kassen der Lichtspielhäuser und ein sehr oft geduldiges Schlangenstehen vor den Cinemas. Der Schwarzhandel mit Eintrittskarten blüht. Westliche Filme finden immer mehr Eingang in die polnischen Lichtspielhäuser. Es ist erfreulich zu vermerken, daß man darauf bedacht ist, nur möglichst gute Filme laufen zu lassen. Die Warschauer Filmkritiker waren sich einig, den italienischen Film «La strada» zum besten ausländischen Film zu erklären. Auch der amerikanische Film «Marty» wurde lobend erwähnt. Erfreulich sind aber auch die guten Resultate des polnischen Filmschaffens. Auf Besucher des Westens machten die Filme «Eroica», «Pentla», nach einem Szenarium von Marek Hlasko, und der Musikfilm «Warschauer Premiere» (in diesem Filmstreifen ist Stanislaw Moniuszko, der Schöpfer der polnischen Nationaloper «Halka», die tragende Gestalt) einen besonders starken Eindruck. Die französische Filmproduktion ist am meisten gefragt, ebenso italienische Filme und interessanterweise findet auch das Filmschaffen der Deutschen Bundesrepublik guten Anklang. Gott sei Dank wenig Schnulzenfabeln. Der 08/15-Wälzer, Helmut

¹ Erster Teil siehe Nr. 9, S. 104f.

Kirsts antimilitaristischer Drei-Bände-Roman, übrigens auch ins Polnische übersetzt, filmisch von Regisseur Karl May betreut, fand in Polen begeisterte Aufnahme. Aus Gesprächen mit einzelnen Personen konnte man entnehmen, daß vor allem interessierte, wie die Deutschen sich die Kapitulation filmisch vorgestellt haben. Die Filme aus den östlichen Ländern treten in Polen eigentlich jetzt weniger in Erscheinung.

Musik

Das Musikleben in der polnischen Hauptstadt ist sehr vielfältig. Aber auch in den andern Städten des Landes sind die Orchester, Solisten und Musikbühnen in vollster Tätigkeit. Die Warschauer Philharmonie ist wieder aufgebaut worden, dagegen hat die Oper der Hauptstadt noch nicht das neue Haus bezogen. Der Verfasser besuchte einige Aufführungen in der Warschauer Oper, aber auch in der Provinz. Warschau als eigentliches Musikzentrum Polens besitzt nicht das führende Opernhaus. Die Aufführungen sind mittelmäßig, ein viel höheres Niveau zeigen jene von Posen und Kattowitz. Die ersten Gesangskräfte finden sich in den beiden letztgenannten Städten. Zum ständigen Repertoire der Opernhäuser gehören neben Werken polnischer Komponisten Verdi, Puccini, Bizet und Gounod. Mozarts «Don Juan» und «Zauberflöte» kommen immer wieder auf den Spielplan. Eine Neuinszenierung der «Lustigen Weiber von Windsor» von Otto Nicolai an der Schlesischen Oper sicherte sich einen bedeutenden Erfolg. Aus dem dramatischen Musikwerk Richard Wagners hat vor allem die Warschauer Oper den «Lohengrin» in den ständigen Spielplan aufgenommen. Das russische Opernschaffen gehört selbstverständlich auch in den Kreis der Aufführungen.

Das Warschauer Philharmonische Orchester knüpft an die Tradition an, da Polens bedeutender Dirigent Gregorz Fitelberg sein langjähriger Leiter war. Die Konzerte sind von beachtlichem Rang. Neben den klassischen Werken wird immer wieder das zeitgenössische Musikschaffen berücksichtigt. Auch hier nach Gomulkas «Eigenem Weg des Sozialismus» ein bedeutender Einfluß des Westens. Frank Martins Oratorium «Golgotha» erfuhr in den Märztagen dieses Jahres eine ergreifende Wiedergabe. Werke von Hindemith, Honegger, Poulenc, Benjamin Britten und Samuel Barber finden den Weg zu den Freunden der Musik. Ein beachtlicher Klangkörper ist das Orchester des Polnischen Rundfunks, dessen ständiger Dirigent Jan Krenz ist, der auch als Komponist einen Namen hat.

Zu den unvergeßlichen musikalischen Erlebnissen in Warschau gehört das Auftreten des Knaben- und Männerchors der Staatlichen Philharmonie in Poznan. Der Chor entsprach den

höchsten Anforderungen. Neben den geistlichen Chorwerken aus verschiedenen Jahrhunderten kam die Marcellinische Messe von Palestrina zur Aufführung. Noch selten habe ich dieses Werk so vollendet gehört. Es ist interessant, auf die Geschichte dieses Chores einen Blick zu werfen.

Die Tradition des Knaben- und Männerchors reicht bis ins 15. Jahrhundert zurück. In jener Zeit war er als ein aus Geistlichen und Schülern bestehender Chor bei der Posener Kathedrale tätig. In neuerer Zeit erhielt der Chor unter der Leitung des Komponisten und Musikwissenschaftlers Pater Dr. Wacław Gieburowski einen besonderen Aufschwung (1915–1939). Nach dem Zweiten Weltkrieg wird Professor Stefan Stuligrosz zum Leiter bestimmt, der auch heute noch diesem Chor vorsteht. Im Jahre 1952 wurde der Chor der Staatlichen Philharmonie in Poznan angegliedert. Der noch verhältnismäßig junge Dirigent ist ein hervorragender Musiker und Pädagoge. Fleiß, Aufopferung, Disziplin und die Lust am Singen trugen ihre Früchte, denn die Klangreinheit, die herrliche Stimmfaltung und die fast instrumentale Virtuosität des Chores suchen ihresgleichen. Im Programm der geistlichen Chormusik stehen u.a. Wacław aus Szamotyły (1568) – «Ego sum pastor bonus», Mikolaj Gomulka (1535) – «Psalmi», Caspar van Weerbeke – «Mater digna Dei», Werke von Orlando di Lasso, Palestrina, Heinrich Schütz, Johann Sebastian Bach, Mozart u.a. Aber auch das Volks- und Kunstlied werden gepflegt.

Beglückend war auch ein Erlebnis in der Warschauer Kreuzkirche, in der Kardinal Wyszyński zum erstenmal nach seiner Inhaftierung seine Worte an die Gläubigen richtete. Der Kirchenchor unter der Leitung von Professor Roczkowski brachte weihnachtliche Musik. Das Gotteshaus war überfüllt, die Herzen der Musik zugewandt. Den Kirchenchören ist es ja nun auch wieder gestattet, vor die Öffentlichkeit zu treten.

Der führende Kopf der zeitgenössischen Musik in Polen ist Witold Lutoslawski, Jahrgang 1911, ein bedächtig schaffender Künstler, der hauptsächlich mit Orchesterwerken hervortritt. Tadeusz Baird, einer von der jüngsten Garde, ist noch ein Feuerkopf, seine Kompositionen fanden nicht immer Anerkennung; unlängst ist ein Quartett von ihm aufgeführt worden, das von der Kritik wohlwollend aufgenommen wurde. Polen besitzt auch eine komponierende Frau, Grazyna Baczewicz, Gattin eines Arztes, aber auch eine gute Hausfrau. In Brüssel holte sie sich in einem Musikwettbewerb den ersten Preis für ein Quartett. Recht originell ist eine Konzertouvertüre von ihr, das sinfonische Schaffen zeigt eine bedeutende kompositorische Begabung. ***

Ein Weg aus dem Chaos?

(Zum «Lexikon für Theologie und Kirche»)

Oft hat man gesagt, unsere Zeit sei eine ungeistige und ins Materielle versunkene Epoche, die für höhere Fragen und Werte keinen Sinn besitze. Andere haben dem widersprochen und am Himmel das erste Morgenrot eines «gotischen» Zeitalters (wie sie es nannten) zu sehen geglaubt. Alle sind sich einig, daß wir in einer Zeit großer Veränderungen leben. Welche aber von den beiden Parteien im Recht ist, können nur die Tatsachen erweisen. Offenen Auges muß man sie suchen und geduldig auf beide Waagschalen Steinchen um Steinchen legen.

Von einem solchen Steinchen in der Schale der Hoffnung wollen wir nun berichten: dem «Lexikon für Theologie und Kirche», begründet von Dr. Michael Buchberger, dem Erzbischof, Bischof von Regensburg, der neben dem eben ver-

storbenen Freiburger Erzbischof Dr. Eugen Seiterich als «Projektor» der zweiten Auflage dieses gewaltigen Werkes zeichnen konnte. Der erste Band ist Ende 1957 im Verlag Herder, Freiburg i. Br., erschienen, herausgegeben von Josef Höfer und Karl Rahner. Prälat Prof. Dr. Josef Höfer ist als Dilettant und Schreebenkenner, mehr aber noch als einer der Spitzenmänner der ökumenischen Bewegung auf katholischer Seite bekannt, während Prof. Dr. Karl Rahner S. J. durch seine in vielen Zeitschriften veröffentlichten und zum Teil in den drei Bänden «Schriften zur Theologie» gesammelten Aufsätze weit über den deutschen Sprachraum hinaus sich den Namen eines hervorragenden theologischen Denkers erworben hat, der alle Probleme, und vor allem heutige und ungelöste Probleme, an der Wurzel anfaßt. Das allein läßt hoffen.

Sehen wir uns den ersten Band näher an. Im Vergleich zur Erstauflage hat er sein Volumen bedeutend vergrößert. Dabei reichte der Band der Ausgabe 1930 von A bis Bartolomäus, die Neuauflage nur bis Baronius. Die frühere Ausgabe zählte

992 Spalten, die neue 1272. Obwohl beide Auflagen auf 10 Bände berechnet sind, wird die neue, gemessen an der Bandgröße der ersten, doch praktisch zwei Bände mehr ausmachen. Dahinter vermutet man sogleich eine Erweiterung der Themenkreise entsprechend der modernen Entwicklung. Tatsächlich hat eine solche stattgefunden. Während das alte Lexikon auf 33 Spezialgebiete mit je einem Fachleiter aufgeteilt war, hat das neue deren 50 mit je einem oder zwei «Beratern». Manche der neuen Fachgruppen sind durch Teilung der alten entstanden. Die Apologetik ist als gesondertes Fach ganz ausgefallen. Besonders begrüßenswert scheint die Neueinrichtung von Biblische Theologie (R. Schnakenburg), Judaica mit den vielbesprochenen Qumrantexten (K. Schubert), Kommunismus (J. M. Bochenski), naturwissenschaftliche Grenzfragen (A. Haas und H. Dolch), Oecumenica (J. Höfer), Moralpsychologie (Th. Müncker), Pastoralmedizin (W. Schöllgen), Politica (W. Böhler), Protestantische Theologie (J. Höfer), Psychologie und Tiefenpsychologie (A. Görres), Theologiegeschichte (F. Stegmüller).¹

Man begreift, daß die Erweiterung des Gesichtskreises, die berechtigt und notwendig ist, weil von dort her, das heißt von der Naturwissenschaft, Psychologie, Medizin, ebenso wie von der protestantischen Theologie und den Bibelwissenschaften an die katholische Kirche und Theologie neue Fragen gestellt werden, auch eine Vermehrung der Stichworte mit sich bringen muß. Da man das System der ersten Auflage beibehalten hat, das ein eigentliches Nachschlagewerk sein wollte und das ebendeshalb schon zirka 30000 Stichworte enthielt, und das neue Lexikon etwa 4000 bis 6000 neue Stichworte einfügen wird, kann man sich allein schon daraus ein Bild machen, welche Arbeit hier geleistet wird. Dazu noch hat man sich offensichtlich bemüht, jede auch an sich geringfügige Frage von einem (großen oder kleinen) Spezialisten zu beantworten und so wurde auch der Mitarbeiterstab sehr beträchtlich erhöht, ja im ersten Band mehr als verdoppelt (von 320 auf zirka 670). Was es aber wiederum heißt, eine so große Zahl in so schwieriger Materie zusammenzutrommeln und zu koordinieren, weiß jeder, der sich mit ähnlichem Bemühen jemals abgegeben. Trotzdem mußte auch das geschehen, wenn man nicht (wie bisher) hinter dem Lexikon «Die Religion in Geschichte und Gegenwart» zurückbleiben wollte, das in ungefähr gleicher Größe (der Buchstabe A beansprucht 803 Spalten gegen 1160 im LThK) soeben daran ist, eine dritte, völlig neubearbeitete Auflage herauszugeben. Dieses Lexikon hat für keines der obengenannten neuen Fachgebiete einen eigenen Betreuer aufgestellt, was natürlich nicht hindert, daß bei entscheidenden Themen trotzdem erstklassige Fachgelehrte beigezogen wurden. Auf's Ganze gesehen aber wirkt sich diese Unterlassung bei genauerem Zusehen doch nachteilig aus, zum Beispiel in den Fragen der Tiefenpsychologie. Im Sozialen hingegen übertrifft das RGG bei weitem das LThK, was die Ausführlichkeit der Beiträge und Stichworte betrifft. Es mag dies damit zusammenhängen, daß die katholischen Autoren eine gründlichere Darstellung der sozialen Fragen einem neuen Staatslexikon überlassen wollen und hier nur die eigentlich theologischen Fragepunkte eingehender ins Auge fassen wollen. Im allgemeinen begnügt sich auch das RGG mit weit weniger Stichworten, da es wie in den vorigen Ausgaben einen Registerband am Ende beifügen wird. Als Nachschlagewerk wird es dadurch weniger handlich, hat aber den Vorteil, größere zumal geschichtliche Zusammenhänge einheitlicher darstellen zu können. Trotzdem ist man erstaunt, bei theologisch oder philosophisch bedeutsamen Fragen festzustellen, daß das LThK keineswegs an Ausführlichkeit hinter dem RGG zurücksteht, ja nicht selten dieses sogar übertrifft.

So finden wir hier einen Artikel Abendland mit einem Beitrag «Zur Theologie des Abendlandes», der wirklich Wesentliches zu sagen weiß (6 Spalten), während dort nur eine Spalte das Herkömmliche bringt. Über Abstammung des Menschen hat das LThK einen theologisch tiefgründigen Aufsatz (K. Rahner) von zweieinhalb Spalten und einen zweiten ebenso langen naturwissenschaftlichen von einem ersten Fachgelehrten, dem Laien Prof. Kälin, während das RGG nur einen zweieinhalb Spalten umfassenden Beitrag von einem allerdings auch erstklassigen Fachgelehrten vom naturwissenschaftlichen Standpunkt bringt. Über die von der Existenzialphilosophie wie von der Psychologie her heute so brennende Frage der Akte des Menschen und insbesondere des religiösen Aktes und seiner Beziehung zum Erkennen hat das LThK drei hervorragende Artikel, deren letzter zumal (von J. B. Metz) beachtet zu werden verdient, von insgesamt 12 Spalten. Im RGG vermißt man das Stichwort überhaupt. Ebenso weist das RGG von den für eine Geschichtsphilosophie und Heilsgeschichte bedeutsamen Stichworten des LThK: Anfang, Augenblick, Aeon nur das letzte auf mit zwei Spalten (gegen drei). Auch das religionsgeschichtlich wie theologisch doch sehr (und gerade heute) wichtige Stichwort Anamnese (die feierliche Gegenwärtigsetzung eines geschichtlichen Heilsereignisses), dem das LThK drei Spalten widmet, fehlt im RGG. Über Analogia entis und fidei hat das LThK neun Spalten, das RGG nur fünf. Über Auferstehung Christi, des Fleisches und Auferstehungsleib bringt das LThK im ganzen 26 Spalten, das RGG nur 13. Dafür hat das RGG wesentlich längere Beiträge über Afrika, Aberglaube, Apologetik, Ackerbau und Religion; eigene lange Artikel über Agrarverfassung, Akademien der Wissenschaft neben kleineren über altaische Religion und ähnliche für die vergleichende Religionswissenschaft bedeutsame Themen.

Diese Beispiele bringen uns der entscheidenden Eigenart des neuen Lexikons näher. In ihr drückt sich gleichzeitig etwas vom Wandel der Zeit aus, wenn wir nicht irren: Obwohl das neue Lexikon die starke Betonung der positiven geschichtlichen Fächer im Wesentlichen nicht nur beibehalten hat, obwohl es ebenso wie die erste Auflage auch ein Bild des katholischen Lebens zu geben sucht, obwohl es überdies zu vordergründig aktuellen Fragen, wie Atom, Arbeiterbewegung usw. auch Stellung nimmt (die starke Vermehrung der Stichworte beweist es), so liegt trotzdem nicht hier der eigentliche Grund seines erweiterten Umfangs und nicht hier seine eigentliche Neuanpassung an die veränderte Zeit.

Es mag lehrreich sein, hier ein wenig auszuholen und die Programme der Kirchenlexika seit fast einem Jahrhundert miteinander zu vergleichen. Im «Kirchenlexikon» von Wetzer und Welte, dem Vorgänger des «Lexikons für Theologie und Kirche» im Verlag Herder, heißt es in der Einleitung zur zweiten Auflage des Jahres 1882 entsprechend dem Programm von 1878, das Werk wolle, «daß die einzelnen Artikel mit wissenschaftlicher Tiefe – und kirchlicher Korrektheit – in klarer und verständlicher Darstellung – über die Gegenstände der theologischen Erkenntnis orientieren, ohne den Gang der wissenschaftlichen Untersuchung darzulegen – und ohne sich in Polemik zu verlieren». In diesem prägnanten und klaren Programm steht an erster Stelle der 6 Punkte die wissenschaftliche Tiefe. Mit großer Breite widmete man sich allen historischen Fragen (denn das war vor allem die aufkommende Wissenschaft), daneben freilich räumte man den eigentlich dogmatischen Fragen einen vielleicht noch größeren Platz ein. Diese gediegenen Ausführungen sind teilweise heute noch lesenswert.

Das «Lexikon für Theologie und Kirche» nahm seinen Anfang 1930. Sein Programm lautete: «Bewußt und bestimmt den Standpunkt des katholischen Dogmas vertreten – ein getreues Bild des katholischen Glaubens und kirchlichen Lebens geben – zugleich ein durchaus wissenschaftliches Werk sein, das mit den neuesten und bewährtesten wissenschaftlichen Methoden und Hilfsmitteln arbeitet – die Ergebnisse der Forschung überall verwerten und für die weitere Arbeit die beste Literatur buchen – die Verhältnisse und Bedürfnisse des Lebens und der Zeit im Auge haben – und über andere Anschauungen und Bildungen sachlich und vornehm berichten.» Hier ist einerseits (was dem «Kirchenlexikon» noch eine Selbstverständlichkeit war) die Treue zum Dogma fast ein

¹ Hymnologie und Liturgik, Byzantina, Volkskunde, die N. Greitemann («Wort und Wahrheit», Mai 1958) auch zu den «neuen» Fachgruppen rechnet, bestanden schon in der ersten Auflage.

wenig krampfhaft betont an den Anfang gestellt, andererseits hat deutlich die positive historische Wissenschaft fast alles andere aufgesogen. Der Wust des Historizismus bedroht dieses Lexikon auf Kosten des Systematischen. Das war eine Zeitsituation. Ein wenig resigniert begnügt man sich, eine «erste Hilfe» zu sein und sucht dafür eine gute Bibliographie zu geben. Niemand soll dies dem Lexikon zum Vorwurf machen. Der Kurs wurde ihm von außen aufgediktet. Damit es nicht in die, wie man gut fühlte, ein wenig dünnen Gefilde der reinen Registratur und wissenschaftlichen Methode sich verliere, fügte man die «Bereiche des Lebens» hinzu, worunter man zumeist organisatorische Fragen verstand. Der Wert der hier geleisteten enormen Kleinarbeit lag darin, daß ein Einblick in die für jeden Katholiken so wichtige Tradition auf diesem Weg möglich wurde, aus dem sich einmal wichtigste Einsichten für das Dogma, die Heilsgeschichte und das Wesen der Kirche selbst ergeben konnten.

Die Neuauflage entwickelt nun das folgende Programm: Sie will sein «ein Nachschlagewerk für alle Gebiete der Theologie und des kirchlichen Lebens – wie bisher im Geiste der Kirche und der nüchternen Redlichkeit der Wissenschaft – allen Zweigen der Theologie, dem kirchlichen Leben und dadurch der Botschaft Christi und ihrer Verkündigung dienen.» Wer genau liest, wird deutlich die Akzentverschiebung bemerken: die Verteidigung des Glaubens (mit den vom Gegner aufgezwungenen Waffen) ist dem Kerygma, der Verkündigung, gewichen. Zwar ist es keineswegs richtig (wie auch schon bemerkt wurde), daß hier «im Programm eines deutschen Lexikons das Wort ‚Wissenschaft‘ fehlt». Es fehlt nicht! Aber es ist richtig, daß deutlicher denn zuvor die Wissenschaft zum Mittel geworden ist – und wichtiger noch erscheint es, daß die Verteidigung der Verkündigung gewichen ist.

Diese veränderte Haltung bedingt es, daß den systematischen Fragen wieder ein größerer Platz eingeräumt wird. Zwar nimmt das Historische und Nurhistorische immer noch den größten Platz ein, aber das Bestreben ist doch deutlich, aus dem Wust des Historizismus herauszukommen. Man kann nur wünschen, daß man in dieser Hinsicht den Mut nicht sinken lasse, sondern diese Richtung eher noch mehr verfolgt werde.

Ein Zweites kommt hinzu: Durch den Ansturm des Historischen bedrängt, hat die erste Auflage sich auf den Standpunkt der «ersten Hilfe» gestellt und das war in historischen Fragen absolut richtig. Niemand erwartet von einem Lexikon mehr! Anderes aber gilt aus der Natur der Sache von systematischen Fächern, hier sucht man mit Recht eine Belehrung und Vertiefung über das hinaus, was man aus dem Katechismus oder der Geistliche aus seinem normalen Theologiestudium bereits weiß. Das erklärt die auf den ersten Blick vielleicht erstaunliche Raumverteilung, die wir oben vermerkt haben.

Dabei zeigt sich das Bestreben, gewisse Grundbegriffe und Heilswahrheiten in den Vordergrund zu rücken. So zum Beispiel in dem Beitrag «Agnostizismus» in seinen «subtileren

Weisen», der wieder hinweist auf den religiösen Akt und beide auf die Fähigkeit des Menschen, der als «Ganzer» glauben kann, wobei zugleich auch das (verzerrte) Wahrheitsmoment des Agnostizismus herausgestellt wird: «Religiöse Erkenntnis ist wesentlich nicht Erfassung des Durchschauten und dadurch Bewältigbaren (wie bei der technischen ‚Rationalität‘ der Neuzeit), auch nicht unter Einrechnung dessen, daß manches ‚so‘, ‚noch nicht‘ erfaßt sei (es aber einmal werde)». Womit bereits eine erste Belehrung über das Wesen des Geheimnisses sich verbindet. Oder wenn vom «Ablaß» gehandelt wird, wobei der Versuch unternommen wird, diesen vom Wesen der Kirche her neu zu erklären. Oder wenn bei der theologischen Behandlung des «Atheismus» die Schuldfrage behutsam aufgerollt wird, und nach vorsichtiger Abgrenzung nach beiden Seiten gesagt wird: «Heute werden wir deutlicher (und wieder mit Thomas) sehen, daß die Abhängigkeit des einzelnen (über seine freie persönlich zu verantwortende Stellungnahme hinweg) von der Meinung der ihn tragenden Gesellschaft größer ist, als man das früher wußte». Oder im Versuch zu einer theologischen «Anthropologie».

Soll es wunder nehmen, daß bei solchen Unternehmungen da und dort auch eine deutlich als solche gekennzeichnete Eigenmeinung vertreten wird, nachdem über das Gesicherte klar berichtet wurde? Es handelt sich hier nie um abseitige Fragen, sondern um Kernprobleme und der Versuch einer Antwort wird nie vom Rand, sondern stets von der Mitte der Glaubenswahrheiten her versucht, so daß gerade diese dadurch neu betont und ins Licht gestellt werden. Wieviel größeren Nutzen werden gewiß viele aus den Auferstehungsartikeln ziehen, wenn sie hier nicht endlose Erörterungen über Echtheit, Integrität, literarische Abhängigkeit lesen, sondern den kerygmatischen Charakter der Evangelien in den Vordergrund gerückt sehen, oder wenn ihnen große Überblicke geboten werden, wie dies bei der Behandlung des «Alten Testaments» als heilsgeschichtliche Periode geschieht.

Überblickt man dieses hier angedeutete Bemühen, dann kann man wohl sagen, es zeigt sich (noch vorsichtig zaghaft, aber unverkennbar) die Tendenz nach einheitlicher Schau aus letzter Tiefe. Der Prozeß in immer weitere Verzweigung und Verästelung scheint seinem Ende entgegenzugehen und dem Bestreben nach Zusammenschau in der Tiefe, im Herzen der Dinge zu weichen – und zwar nicht auf Kosten «nüchterner Wissenschaft», sondern gerade durch diese hindurch –, wobei freilich auch die Grenzen der «Wissenschaft» wieder deutlicher sichtbar werden. Greifen wir zum Anfang zurück und fragen wir nochmals, ob dies nicht ein Silberstreifen der Hoffnung sei? Noch ist es nicht mehr. Die oft recht mühsame, aber nicht unklare Sprache gerade dieser wegweisenden, «tragenden» Beiträge verrät es. Auch das gehört vielleicht notwendig zu einer echten Wende. Wenn sich die Öffnung bewahrheitet, daß dieses Lexikon nun auch gelesen wird – nicht nur wenn man «in Eile» etwas «nachschiessen» will, sondern gerade dann, wenn man über die tieferen Fragen unserer Zeit nachdenken will, dann sind wir gewiß auf einem guten Weg.

M. G.

Die kirchliche Presse in Spanien¹

Trotz der zunehmenden Bedeutung von Rundfunk, Fernsehen und Film ist doch heute noch die Presse der wichtigste Faktor für die Bildung der öffentlichen Meinung. So erklärte Papst Pius XII. am 23. Januar 1950: «Die Wahrheit braucht eine Stimme. Und die mächtigste Stimme, die in die

¹ Eine Übersicht auf Grund der Unterlagen, die die kirchliche Zentrale für Information und Statistik in Madrid (Oficina General de Información y Estadística de la Iglesia en España) durch eine Fragebogen-Rundfrage gewonnen und in der jüngst erschienenen Schrift «La Prensa de la Iglesia en España» nach dem Stand vom 1. Januar 1957 ausgewertet hat.

Öffentlichkeit dringt, ist immer noch die der Presse.» Da dürfte es wohl nicht uninteressant sein, zu wissen, welchen Einfluß in einem so katholischen Land wie Spanien die Kirche heute auf die Presse hat und wie es um die von ihr kontrollierte Presse steht.

Dies statistisch zu erfassen, ist nun freilich keine leichte Aufgabe, und erst recht nicht in einem Land, in dem noch vielfach die Neigung besteht, statistische Fragebogen einfach in den Papierkorb wandern zu lassen, zumindest aber nicht mit der angezeigten Genauigkeit und Vollständigkeit zu beantworten. Als die kirchliche Zentrale für Information und Statistik sich daher im Herbst 1956 zu einer Rundfrage entschloß, beschränkte sie den Kreis der zu Befragenden auf die Herausgeber von Zeitschriften und den Fragebogen selbst auf die allerwichtigsten Punkte.

Mit den gebotenen einfachen Mitteln festzustellen, wie weit man die

Tagespresse im strengsten Sinne des Wortes als katholisch, als aktiv kirchlich eingestellt, bezeichnen könnte, wäre nicht möglich gewesen. In Spanien ist es insoweit besonders schwer, brauchbare Merkmale zu finden. Denn alle die 109 Tageszeitungen und 30 Monatsblätter werden von Katholiken herausgegeben. Überdies wird sich angesichts der positiv prokirchlichen Einstellung des spanischen Staates jeder Redaktor wohl hüten, in Schrift oder Bild Angriffe gegen die katholische Lehre oder Moral zu richten, auch wenn er solchen Angriffen an sich nicht abgeneigt wäre. Die gesamte Tagespresse zeichnet sich somit durch ein Kriterium aus, das man «negative Katholizität» nennen kann: sie greift die Kirche in keiner Weise an, so daß man bei einer welt-weiten Betrachtung der Publizistik der Religionen und Weltanschauungen die spanische Presse geschlossen als «katholisch» zu bezeichnen hätte.

Um darüber hinaus festzustellen, welche Tageszeitungen die Kirche positiv unterstützen, welchen eine «positive Katholizität» zukommt, gibt es in Spanien nur ein einfach erkennbares – aber leider nicht sehr exaktes – Unterscheidungs-Merkmal: Die spanische Kirche erkennt auf Grund eines Beschlusses der Bischofskonferenz nur den Blättern den Ehrentitel «katholische Presse» zu, die ihren Willen zur Mitarbeit dadurch bestätigen, daß sie sich einer kirchlichen Zensur (vor oder nach Erscheinen) unterwerfen und die insbesondere die Bestimmungen der Bischofskonferenz über die Veröffentlichung von Anzeigen einhalten und die kirchliche Einstufung der Filme bringen. In diesem – formalen – Sinn sind 34 der 109 Tageszeitungen, also fast ein Drittel (genau: 31,19%), als katholisch zu bezeichnen. Dabei erscheint noch bemerkenswert, daß es sich durchwegs um die kleineren Blätter handelt. Denn ihre Auflage von zusammen 337 814 Exemplaren erreicht noch nicht ein Fünftel der Gesamtauflage der spanischen Tagespresse (1 800 000 Stück).

Demgegenüber findet man bei den Zeitschriften – vom Wochenblatt bis zur einmal im Jahr erscheinenden Schrift – zwei brauchbare, einfache Kriterien, die – jedes für sich – ihre Charakterisierung als «katholisch» oder, vielleicht besser gesagt, als «kirchlich» ermöglichen: religiöser Inhalt einerseits (dann spielt die Frage nach dem Herausgeber weiter keine Rolle mehr) und Herausgabe durch einen religiösen Verband unter Aufsicht der kirchlichen Hierarchie andererseits (dann kann die Frage nach dem Inhalt dahingestellt bleiben).

Die in diesem Sinn als «katholisch» oder «kirchlich» bezeichnbaren spanischen Zeitschriften zu ermitteln, hatte sich die kirchliche Zentrale für Information und Statistik zur Aufgabe gemacht. Es ergab sich dabei zwischen der Gesamtzahl der in Spanien erscheinenden Zeitschriften (1768) und den katholischen Zeitschriften (847) grob gerechnet ein Verhältnis von 2 : 1 (genau: 47,9%), das heißt: fast die Hälfte aller spanischen Zeitschriften wird entweder von religiösen Verbänden herausgegeben oder ist ausgesprochen religiösen Inhalts.

Noch eindrucksvoller wird das Bild, wenn man das Verhältnis zwischen den Gesamtzahlen pro erscheinendes Exemplar der Zeitschriften betrachtet: Spaniens Gesamtauflage, jedes erscheinende Exemplar gerechnet, beläuft sich auf 8 141 333 Stück und davon sind «kirchlich» nicht weniger als 5 653 017 Stück, das heißt fast 70% (genau: 69,43%). Und rechnet man diese 5 653 017 Stück entsprechend der Erscheinungshäufigkeit der Zeitschriften aufs Jahr um, so ergibt sich die stattliche Zahl von 98 712 869 kirchlichen Zeitschriften, also nahezu 100 Millionen Exemplare im Jahr. Das ist bei dem recht geringen Hang des Durchschnitts-Spaniers zur Lektüre sehr viel, mehr als drei Exemplare auf den Kopf der etwa 29,3 Millionen zählenden Bevölkerung.

Man darf freilich nicht vergessen, daß von der beachtlichen Zahl von 98,7 Millionen Zeitschriften im Jahr rund drei Millionen recht wenig mit einer religiösen Einwirkung zu tun haben, nämlich die etwa 425 000 Exemplare der amtlichen Diözesan-Nachrichtenblätter, die zirka 1 000 000 von einzelnen Orden und Kongregationen herausgegebenen internen Mitteilungen und die 1 500 000 für ihre derzeitigen und ehemaligen Schüler bestimmten Zeitschriften der Höheren Schulen, die bekanntlich in Spanien zum weit überwiegenden Teil von geistlichen Orden betrieben werden. Hinzu kommt noch eine weit größere Zahl von Pfarrblättern, die vielfach kaum über einen bloßen Informationsdienst hinausgehen und leider zu einem erheblichen Teil inhaltlich und ausstattungs-mäßig auf sehr niedriger Stufe stehen.

*

Gliedern wir nun diesen Komplex der kirchlichen Zeitschriften Spaniens ein wenig auf, um ein genaueres Bild zu gewinnen:

Für die Wirksamkeit einer Zeitschrift ist es von wesentlicher Bedeutung, wie oft der Leser ein neues Heft in die Hand bekommt. Und da ist es erfreulich zu sehen, daß fast zwei Drittel, nämlich 556, der 847 katholischen Zeitschriften wenigstens einmal im Monat erscheinen, und zwar 60 wöchentlich, 39 zweimal im Monat und 457 – das allein ist mehr als die Hälfte von allen – monatlich. Zum Vergleich sei noch erwähnt, daß 107 Zeit-

schriften alle zwei Monate, 103 alle drei Monate, 28 halbjährlich und 30 jährlich erscheinen. Dabei handelt es sich bei den halbjährlich und jährlich erscheinenden vornehmlich um minder wichtige Veröffentlichungen von Höheren Schulen und von Vereinigungen über das abgelaufene Jahr bzw. Halbjahr, und bei den vierteljährlich erscheinenden um der Wissenschaft oder Forschung gewidmete Zeitschriften, die sich nur an eine kleine Minderheit wenden. Das Schwergewicht liegt mithin eindeutig bei den monatlich oder noch häufiger erscheinenden Schriften, die allein auf Grund ihrer Erscheinungshäufigkeit schon einen sehr großen Einfluß auszuüben vermögen.

Um ein abgerundeteres Bild zu erhalten, muß man aber noch die Auflagenhöhe dieser kurzfristig erscheinenden Zeitschriften betrachten. Und da ergibt sich freilich, daß beispielsweise 340 der 457 monatlich erscheinenden Schriften eine Auflage von 5000 nicht überschreiten, und zwar liegen 151 unter 1000 Exemplaren, 128 zwischen 1000 und 2500 und 61 zwischen 2501 und 5000. Für die Wochenblätter sind die entsprechenden Zahlen: 12 (unter 1000), 17 (1000–2500) und 9 (2501–5000), für die Halbmonatsorgane 17, 10 und 4.

Fast drei Viertel (409 von 556) der besonders wichtigen Gruppe monatlich oder öfters erscheinender Zeitschriften hat also eine Auflagenhöhe, die kaum einen dem Einsatz der Kräfte für die Herausgabe einer Zeitschrift angemessenen Absatz gewährleisten kann. Dieser unheilvollen Zersplitterung der Kräfte abzuweichen, ist daher eines der ernstesten und ersten Anliegen, zumal auch gerade die Blätter mit den niedrigsten Auflagen verschiedentlich ein Niveau aufweisen, das zu ernststen Bedenken Anlaß gibt.

Die Zahl der Zeitschriften mit hoher Auflage soll aber auch nicht unerwähnt bleiben, wobei zu beachten ist, daß angesichts des geringen Prozentsatzes der an Lektüre interessierten Spanier nach Meinung der Fachleute eine 25 000 übersteigende Auflage als «außerordentlich hoch» gilt. Dieses Prädikat verdienen von den Monatszeitschriften 18 (davon eine über 100 000), von den halbmonatlich erscheinenden 2 und von den Wochenblättern 6 (davon zwei über 100 000).

*

Besonders aufschlußreich ist eine Übersicht über den Inhalt der katholischen Zeitschriften. Dabei kann allerdings hier nicht auf die etwas problematischen Einteilungsmöglichkeiten eingegangen werden. Stellt man auf die Anzahl von Exemplaren im Jahr ab (also auf die Zahl 98 712 869), so haben davon fast die Hälfte (46 661 840) allgemein religiösen Inhalt. Hierher gehören zum Beispiel alle Pfarrblätter und die typischen Massenerzeugnisse, die der allgemeinen Unterweisung in Fragen der christlichen Doktrin und Moral dienen. Von dieser größten Gruppe (insgesamt 157 Zeitschriften) erscheinen nicht weniger als 142 monatlich und öfter. Die besonders auf Andachtsübungen und Frömmigkeit ausgerichteten Schriften bilden dagegen eine eigene und zwar recht beträchtliche Gruppe, die mit einer Jahreszahl von 27 366 500 Exemplaren über ein Viertel der Gesamtstückzahl erreicht. Dabei handelt es sich meist um monatlich erscheinende Schriften (60 von 76). Bedeutend erscheint noch die Gruppe der Missionsblätter mit 5 469 400 Exemplaren im Jahr (insgesamt 50 Zeitschriften, davon 30 mit monatlichem Erscheinen) und die der Schriften zur apostolischen Bildung der Laien (fast die Gesamtheit der von der Katholischen Aktion in Spanien herausgegebenen Zeitschriften) mit 2 216 200 Stück (57 von den 79 Zeitschriften erscheinen monatlich). Dagegen bringt es zum Beispiel die Gruppe «Sozialarbeit» nur auf 1 191 500 Exemplare im Jahr und die Gruppe «Liturgie und kirchliche Kunst» gar nur auf 13 200 (solche Zeitschriften gibt es nur zwei, beide mit zweimonatigem Erscheinen). Auch die Jugendzeitschriften mit 1 830 400 und die Kinderzeitschriften mit 1 737 600 Exemplaren im Jahr sind nicht allzu stark vertreten.

*

Sieht man sich die Herausgeber bzw. die Eigentümer der Zeitschriften an, so ergibt sich, daß gut 40% der insgesamt 847 Zeitschriften, nämlich 357, von Orden oder Kongregationen herausgegeben werden (301 von männlichen und 56 von weiblichen Orden). Dazu zählen freilich auch die 165 Veröffentlichungen der Höheren Schulen. Der Weltklerus trägt 211 Zeitschriften bei, darunter allerdings die amtlichen Diözesan-Nachrichtenorgane, die Katholische Aktion 100, sonstige Laienvereinigungen 122 und einzelne Privatpersonen 42.

Ein Blick auf das Alter der Zeitschriften zeigt, daß vier über das Jahr 1850 hinaus zurückgehen und 72 zwischen 1850 und 1900 gegründet wurden. Mithin sind 76 Zeitschriften älter als unser Jahrhundert. Demgegenüber sind nicht älter als zehn Jahre (gegründet zwischen 1946 und 1956) allein 375 Zeitschriften, nicht viel weniger als die Hälfte von allen (rund 44%).

Als Berufs-Journalisten werden vom spanischen Staat nur diejenigen anerkannt, die das Diplom einer der beiden staatlichen Fachschulen (in Madrid und Barcelona) besitzen. Und da ergibt es sich, daß bei den 847 kirchlichen Zeitschriften Spaniens alles in allem nur 130 staatlich anerkannte

Berufs-Journalisten mitarbeiten. Gewiss kann der Beruf eines Redaktors und Verlagsleiters auch in Spanien praktisch anderwärts erlernt werden, die niedrige Zahl gibt aber doch zu denken, nicht zuletzt auch im Hinblick auf die Qualität so mancher Zeitschrift.

Zum Abschluß der statistischen Angaben noch ein Hinweis auf den Preis der Zeitschriften pro Exemplar: Die größte Gruppe liegt mit 267 zwischen einer und drei Peseten, also etwa acht bis 24 Rappen; 244 werden umsonst abgegeben, doch fallen hierunter auch die Zeitschriften, bei denen der Preis automatisch in einem Mitgliedschaftsbeitrag (z.B. für eine Alt-Schüler-Vereinigung) enthalten ist; 122 kosten zwischen drei und fünf Peseten (24–48 Rappen) und 93 weniger als eine Pesete (acht Rappen). 33 Zeitschriften haben dagegen einen recht beachtlichen Preis, nämlich mehr als 25 Peseten (zwei Franken).

Am nachhaltigsten bleibt aus der Vielheit der statistischen Zahlen der Eindruck haften, daß die katholischen Zeitschriften Spaniens zwar ein

sehr erhebliches Machtpotential der Kirche darstellen, das aber wegen einer zu starken Zersplitterung nicht voll zur Wirkung kommen kann.

So ist es nicht verwunderlich, daß angesichts dieser Auswirkung des spanischen Erbübels eines übersteigerten Individualismus und Isolationismus die Verantwortlichen nach Zusammenarbeit, nach Koordinierung und Zusammenschluß rufen. Das erste Mittel hierzu soll ein nationales Treffen der spanischen katholischen Presse bilden, auf dem man zur Gründung eines Verbandes der katholischen Herausgeber Spaniens zu gelangen hofft. Als wichtig erscheinen ferner: Unterstützung und Ausbau der bereits vorhandenen katholischen Presseagentur «Prensa Asociada», die Errichtung einer eigenen Journalistenschule der Kirche zur Heranbildung eines gut qualifizierten Nachwuchses sowie eine wirksame Verbesserung der bisherigen, völlig unzulänglichen Werbungs- und Verteilungsmethoden, um einen breiteren Absatz zu ermöglichen und vor allem zu gewährleisten, daß die verteilten Schriften auch wirklich – und zwar von möglichst vielen Personen – gelesen werden.

EGGISHORN

Hotel Jungfrau

2200 m Autoservice ab Fiesch, Furkabahn

RIEDERALP

Hotel Riederalp

1925 m Talstation Mörel (Luftseilbahn), Furkabahn.

Schöne Ferienorte, Aletschwald, Märyelensee.

Katholischer Gottesdienst auf Eggishorn und Riederalp.

Prospekte durch **FAMILIE CATHREIN.**

Hotels Seiler Zermatt

1620 m ü. M.

Mont Cervin — Victoria — Mont-Rose

Hotel Riffelalp

(2213 m ü. M.) Erstklassiges Familienhotel, Tennisplatz, Orchester, Gottesdienstgelegenheit.

Mahlzeitenaustausch.
Vorteilhafte Pauschalpreise.

Auskünfte und Prospekte durch die Generaldirektion der Seiler-Hotels, Telefon (028) 7 71 04.

GLETSCH

Seiler's Hotel Rhonegletscher

1761 m. Die traditionelle, behagliche Gaststätte am Fusse des Rhonegletschers. Jeglicher Komfort und mässige Preise. Kath. Kapelle mit täglicher hl. Messe. Garagen und Reparaturwerkstätten.

Seiler's Hotel Belvédère

2272 m. Idealer Aussichtspunkt auf den Rhonegletscher, die Walliser und Berner Alpen. Beliebter Ausgangsort für interessante Frühjahrs- und Sommertouren.

Vortragstagung vom 23., 24. und 25. Juli 1958 im Gottesdienstraum der SAFFA

Ueberkonfessionelle Gespräche: Die Frau in Kirche und Welt

23. Juli: Thema: «Christus das Zentrum unseres Lebens»

9.45–10.30: Frl. Dr. jur. Elisabeth Koepfli: «Das heilige Messopfer».

10.45–11.30: Frl. Pfr. Epting: «Wort und Gemeinschaft» anschliessend Diskussion.

20.15: «La femme qui prie est présent au monde.» Les Sœurs de Grandchamp et un ordre religieux catholique.

24. Juli: Thema: «Die Sendung der Laien»

9.45–10.30: Frl. Dr. Barot (in protestantischer Sicht).

10.45–11.30: Frl. Dr. jur. H. V. Borsinger (in katholischer Sicht) anschliessend Diskussion.

20.15: *Geistliche Abendmusik*

25. Juli: Thema: «Die Aufgabe der christlichen Frau in der Welt von heute»

9.45–10.30: Fr. Dr. med. Maria Bühner (in katholischer Sicht).

10.45–11.30: Frl. Dr. theol. Marga Bührig (in protestantischer Sicht) anschliessend Diskussion.

13.30–15.00: Heilige Liturgie des Byzant. Unierten Ritus.

15.00–17.00: Schlusss Diskussion über alle Vorträge

17.00: Gemeinsame Teilnahme am katholischen Messopfer, geleitet von HH. Pfr. Muheim.

18.00: Gemeinsame Teilnahme an der evangelischen Abendandacht.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Börsigs Erben AG., Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinst. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Høstrupsvej 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Österreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Österreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. \$ 3.—.